Jais

P. Ägidius Jais:

Schöne Geschichten

und

lehrreiche Erzählungen

für Kinder.

Aufs neue dargeboten

von

Hermann Rolfus.

Mit 12 Original-Illustrationen.

Regensburg.
Verlag von Alfred Coppenrath
(H. Pawelek.)

P. Ägidius Jais:

Schöne Geschichten

und

lehrreiche Erzählungen

zur

Sittenlehre

für Kinder.

Guten Eltern und lieben Kindern

aufs neue dargeboten

von

Hermann Rolfus.

Dies Büchlein, liebes Kind,
Soll dir ein Spiegel sein;
Du siehst dich selbst darin,
Schau nur recht oft hinein.

Erstes Bändchen.

34. verbesserte Auflage.

Mit Original-Textillustrationen.

Regensburg.

Alfred Coppenraths Verlag.

H. Pawelek.

(1889.)

Vorrede des Herausgebers.

Es sind jetzt 138 Jahre, da ward in einem Dorfe in Oberbayern ein Knäblein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen Joseph erhielt. Damals waren Eltern, welche gutartige, hoffnungsvolle Söhnlein hatten, so glücklich, sie in Klöstern unterbringen zu können, wo sie studieren konnten und eine einfache, gottesfürchtige Erziehung erhielten. So brachte der Vater Jais, dies war sein Geschlechtsname, den kleinen Joseph, als er zwölf Jahre alt war, in das Kloster der Benediktiner nach Benediktbeuern. Joseph lernte sehr fleißig, und man hatte an ihm eine große Freude. Alles, was er im Kloster sah und hörte, erweckte in ihm das Verlangen, ebenfalls im Kloster Gott zu dienen und als Priester für das Wohl seiner Mitmenschen zu leben. So trat er denn mit zwanzig Jahren in Benediktbeuern in den Orden des heiligen Benedikt. Nun ist es aber Gebrauch, daß, wenn einer in den Ordensstand eintritt, er einen andern Namen annimmt. Es soll damit angedeutet werden, daß ein solcher nicht mehr der alte Mensch, sondern ein ganz neuer, umgewandelter sei. So erhielt denn der gute Joseph den Namen Ägidius. Pater (Vater) Ägidius wurde wegen seiner großen Kenntnisse zu den verschiedenartigsten Ämtern berufen und wirkte als Beichtvater, als Pfarrer und als Erzieher. Es kam aber eine wüste, böse Zeit. 1803 wurden die Klöster aufgehoben, und die guten Ordensleute mußten ihre Häuser verlassen, die ihnen zur lieben Heimat geworden. P. Ägidius wurde Professor

in Salzburg. Der österreichische Erzherzog Ferdinand war damals Landesfürst von Salzburg. Er hatte zu Jais ein so großes Vertrauen, daß er ihn als Religionslehrer seiner Kinder anstellte, und als er von Salzburg nach Würzburg übersiedelte, mußte Jais mit nach Würzburg, ja sogar mit nach Florenz, so viel lag diesem Fürsten daran, den P. Ägidius für seine Kinder als Religionslehrer zu behalten. Allein das Herz zog den frommen Priester immer mehr zum Volke, als zu den Vornehmen, und als er seine Aufgabe im fürstlichen Hause gelöst hatte, zog er sich als Pfarrer auf das Land zurück und starb im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens in dem geliebten Benediktbeuern, wo er 52 Jahre vorher sich Gott ganz geweiht hatte, drei Tage vor Weihnachten 1822.

Jais schrieb mancherlei Bücher, die alle großen Beifall erhielten, besonders ein Gebetbuch: „Guter Same auf gutes Erdreich.“ Auch schrieb er ein „Gebetbüchlein für Kinder, welches wohl auch Erwachsene brauchen können“. Dieses Gebetbüchlein wurde von einem Ordensbruder des P. Ägidius von dem hochwürdigen P. Hermann Koneberg, Pfarrer in Ottobeuern, vor einigen Jahren wieder herausgegeben. Am meisten gefielen aber dessen „Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder.“ Diese Geschichten wurden bei Eltern und Kindern so beliebt, daß sie vielmal und an vielen Orten neu aufgelegt wurden. Einzig in Salzburg erschienen wenigstens 34 Auflagen. So wurden diese Geschichten viele Jahre das Lieblingsbuch der Kinder

und wurde in allen katholischen Schulen darin gelesen. Unterdessen erschienen viele andere Erzählungen, die waren nicht schöner, aber sie hatten ein schöneres Gewand an, rot, grün, blau. Da ging es, wie es in der Welt immer geht; man sah nicht mehr auf den innern Wert, sondern auf den schönen Einband und ließ die schönen Erzählungen von Jais in ihrem altmodischen Röckchen stehen, und die Eltern griffen nach dem, was das Auge der Kinder am meisten ergötzte. Da habe ich es denn veranstaltet, daß ihr, liebe Eltern, diese schönen Geschichten auch in einem hübschen Gewande und mit Bildern geziert erhaltet und so euern Kindern eine zweifache Freude bereiten könnt. Lernt aber auch daraus, wie man den Kindern erzählt, und sucht eure Lehren und Ermahnungen in ebenso herzliche Worte einzukleiden, und sie werden gewiß auf die Herzen der Kinder Eindruck machen.

Ihr aber, liebe Kinder, die ihr diese schönen Geschichten selbst lesen könnt, beherzigt, was ihr leset und wendet es auf euch selbst an; denn, sagt der gute P. Ägidius Jais den Kindern:

Dies Büchlein saget dir,
Was dies und jenes Kind gethan;
Doch vieles, glaub' es mir,
Geht eigentlich dich selber an.

Und so möge denn dies Büchlein den Weg finden in viele Häuser, in viele Hände und — in viele Herzen!

Der Herausgeber.

Bitte des Verfassers.

Ich bitte die Eltern, Schullehrer und Kinderfreunde treuherzig, daß sie diese Geschichten den Kindern erklären, sie bei Gelegenheit daran erinnern und öfters an Feiertagen oder auch unter der Woche, bei den Lehr- und Arbeitsstunden darüber ähnliche Gespräche und Beispiele aufführen möchten, die für Kinder ebenso unterhaltend als nützlich sein werden. Freude und Trost ist's für mich, daß viele dies schon wirklich thun. Gott segne ihre Mühe und ihre Kinder!



1. Der fromme Vater.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, ging auch mit ihm. Es war der schönste Frühlingsmorgen. Das Kind lief voll Freuden hin und her.

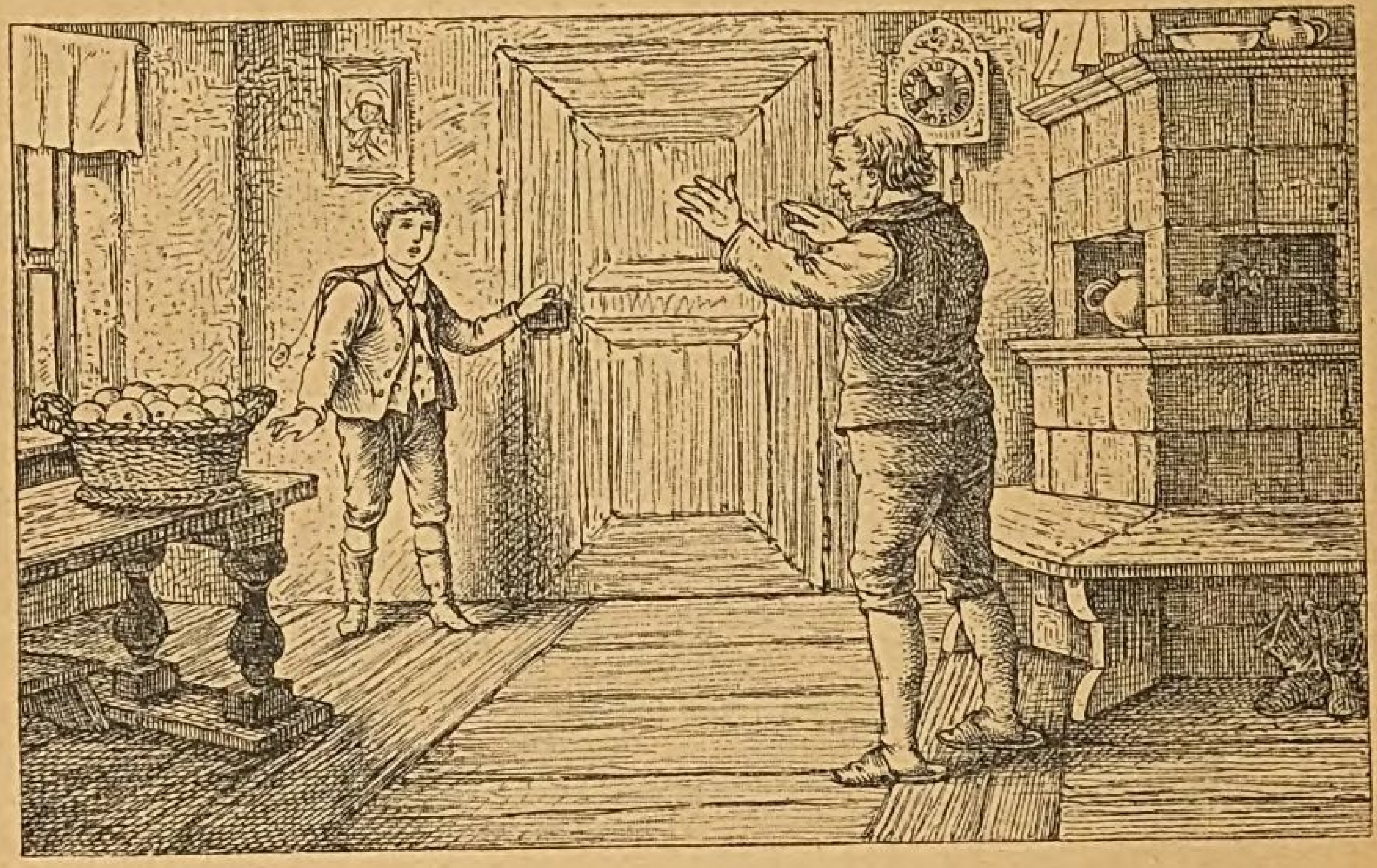
Es ging eben die Sonne auf. Da nahm der Vater den Hut ab, sah gen Himmel und sagte etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses und fragte den Vater, warum er den Hut herabnehme, und was er in der Stille gesprochen hätte. „Mein Kind,“ antwortete der Vater, „ich denke jetzt an Gott, da ich

die liebe, schöne Sonne aufgehen sehe; ich bete in der Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh, Kind! Gott hat die Sonne, hat alles, was du hier siehst, erschaffen." „Und alles so schön gemacht?" fragte das Kind. „Ja," antwortete der Vater, „Gott hat alles so schön gemacht." „Denkst du oft," fuhr der Vater fort, „an diesen guten Gott? liebest du ihn, mein Kind?" „O ja," sagte das Kind, und vor Freuden gingen ihm die Augen über.

O Gott! wie groß, wie gut bist du;
Wie schön ist deine Welt!
Hilf, daß ich dir zu lieb auch thu',
Was dir, o Herr! gefällt.

2. Der Knabe vor dem Äpfelkorbe.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen anderen Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah daselbst keinen Menschen, wohl aber



sah er beim Fenster einen Korb voll Äpfel stehen. Das sind schöne Äpfel, dachte er bei sich, und ging näher hinzu und sah sie noch begieriger an; ja, er griff schon nach dem Korbe und langte heraus. „Aber nein," sagte er, „dies ist nicht recht, dies darf ich nicht thun; wenn mich da schon niemand sieht, so sieht mich doch Gott: er weiß ja alles!" Er ließ Korb und Äpfel stehen, und wollte gehen. „Halt, bleib!" schrie jemand in der Stube. Wie da der Knabe erschrocken ist! — und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gelegen war, auf ihn zuging. „Fürchte dich nicht," sagte der Mann zu dem Knaben, „du bist ein gutes Kind! Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt Äpfel, so viel du willst und einschieben kannst, und merke dir dieses deine Lebetage:"

Wo ich bin, und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater, zu.

3. Das gewissenhafte Kind.

Simon war ein glücklicher Vater. Er hatte drei wohlerzogene Söhne; besonders war Karl, der jüngste davon, ein recht gutes Kind.

Es war eine alte Base im Hause, die über zwei Stiegen wohnte und immer kränklich und meistens allein war.

Einst, als eben die Kinder vor der Thür saßen, kam ein fremder Mensch, der nach der alten Base fragte. Karl, wie er ein dienstfertiges Kind war,

lief sogleich die Stiege hinauf und sagte zur Base, sie möchte herabkommen; es sei ein Mann da, so und so gekleidet, der nach ihr frage. „Geh hinab", antwortete die Base, „und sage ihm, ich sei nicht zu Hause." „Nein", sagte Karl zu sich selbst, „lügen mag ich nicht und darf ich nicht." Er schlich sich also nach der Küche, wo die Mutter war, und fragte sie: „Mutter! was soll ich denn thun? Ein Mann fragt nach der Base; sie will aber nicht herabgehen und niemanden zu sich hinauflassen, da er doch mit ihr reden will." Die Mutter ging dann selbst in die Stube und bat den Fremden, er möchte zu einer andern Zeit kommen, weil sich die Base nicht wohl befände. Und so war es auch wirklich.

Ein wahrhaft frommes Kind
Flieht jede, auch die kleinste Sünd'.

4. Von einem Kinde, das früh Vater und Mutter verloren hat.

Marianna hatte recht oft und eifrig zu Gott gebetet, daß er doch ihre Eltern möchte lang leben lassen. Aber ihr armer Vater ist schon in ihrem elften Jahre gestorben; ihre Mutter hatte sie noch früher verloren. Oft weinte das gute Kind beim Bette des kranken Vaters bittere Thränen. Der Vater suchte es aber immer mit diesen Worten zu trösten: „Mein Kind! sei fromm und fleißig und vertraue auf Gott; er wird gewiß dein Vater sein!"

Marianna war fromm und arbeitsam. Sie fand also gute Leute, die sie zu leichteren Arbeiten nahmen, und ihr dafür Kost und Kleidung gaben.

Als sie sechszehn Jahre alt war, kam sie zu einem gar christlichen und vermögenden Mann in Dienst. Sie liebte die Arbeit und Säuberlichkeit und hütete sich vor Schwätzereien; sie war treu und fleißig, bescheiden und sittsam in ihrem ganzen Betragen, und man hörte sie oft sagen: Ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr, aber Gott ist mein Vater; wenn nur auch ich sein gutes Kind bin. Dies gefiel ihrem Hausherrn so wohl, daß er ihr jährlich nebst dem verdienten Lohn noch etliche Mark darüber gab und endlich gar versprach, er wolle, so lange er lebe, sich ihrer wie seines eigenen Kindes annehmen. Er hielt auch sein Wort, und der frommen Marianna ging es immer gut.

Der liebe Gott macht alles recht; wir können auf ihn unser ganzes Vertrauen setzen, wenn wir nur auch das unserige thun.

Wer fromm ist und auf Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

5. Wie sich ein Kind seinen Fehler abgewöhnt hat.

Christoph hatte die schändliche Gewohnheit, zu lügen. Es gibt leider wohl viele Kinder, die gern lügen. Möchten sie sich doch auch alle, wie Christoph, bessern! Dieser ist öfters von seinen Eltern wegen des Lügens

gewarnet, ja, wohl gar bestraft worden. Aber es half nichts, weil er das Lügen schon zu sehr gewohnt war.

Einst, da er eben wieder Schläge fürchtete und wohl auch schon erkannte, wie schändlich das Lügen sei, sagte er zu seiner Mutter: „Was muß ich denn thun, daß ich mir das Lügen abgewöhnen kann?“ Die fromme Mutter antwortete: „Führe dich nur immer so auf, daß du dich nicht scheuen darfst, die Wahrheit zu sagen. Nimm dich mehr in acht, wenn du etwas sagest; denke daran, daß Gott alles weiß; versprich es ihm, daß du dich vor dem Lügen hüten wollest, und bitte ihn mit Vertrauen um seinen Beistand, daß du deinen Vorsatz halten mögest. Sieh, wenn du recht an Gott, deinen himmlischen Vater, denkest, so wird dir gewiß auch einfallen, was er verboten hat. Da nimm dir dann vor, deinen Fehler zu verbessern, und nur das zu thun, was Gott gefällig ist. Denke öfters an das, was du dir vor Gott, dem Allwissenden, vorgenommen, was du ihm versprochen hast; so wirst du auch desto gewisser deinen Vorsatz halten. Kommt es dich auch schwer an, den Fehler ganz zu vermeiden, so denke nur: Gott steht mir gewiß bei, er hilft mir selbst dazu; mit Gottes Beistand ist mir alles Gute möglich, wenn nur ich auch selbst ernstlich danach trachte.“

Christoph folgte fleißig dem Rate seiner Mutter. Oft betete er in der Stille: „Lieber, guter Gott! Du weißt alles; du liebest die Wahrheit, du hassest die Lüge. Steh mir bei, daß ich mir das Lügen abgewöhnen kann; ich will gewiß auch acht geben, daß

ich nicht mehr lüge.“ Auch redete er weniger, als sonst, und besann sich allemal ein wenig, ehe er etwas sagte. So wurde es von Zeit zu Zeit besser mit ihm, bis er sich endlich das Lügen ganz abgewöhnet hat.

Da siehst du, was das Beten nützt, und wie du beten sollst.

Das Beten gibt zum Guten Kraft und Mut.
Wer nach dem Guten strebt, der betet gut.

6. Das Kind weiß sich weder zu raten, noch zu helfen.

Wolfgang war sonst ein gutes Kind; aber einst hatte er einen groben Fehler begangen. Es geschah nämlich, daß nach der Schule, als der Lehrer schon fort war, ein anderes Kind aus Unachtsamkeit die Tinte über sein schönes, neues Büchlein schüttete. Wolfgang wurde dadurch so aufgebracht, daß er in der ersten Hitze mit dem Messer auf das Kind zufahren wollte. Das Kind fing jämmerlich zu schreien an, obwohl ihm noch nichts geschehen war, lief sogleich fort und drohte dem Wolfgang, daß es ihn bei seinen Eltern verklagen werde.

Wolfgang wußte sich weder zu raten, noch zu helfen. Er getraute sich nicht auf Mittag nach Hause, wollte aber auch nicht länger in der Schule bleiben. Er ging also indessen in die nächste Kirche.

Nachmittags war er der erste in der Schule. Der Schullehrer sah es ihm gleich an, daß er ganz bestürzt und erschrocken wäre. „Wo fehlt's, Wolfgang?“ fragte

er. „Warum heute so früh in der Schule?“ Wolfgang gestand ihm alles und sagte, er komme jetzt aus der Kirche her. „Aus der Kirche?“ sagte der Lehrer, „hast du wohl andächtig gebetet?“ „Nein,“ antwortete Wolfgang, „ich kann nicht beten, bis ich weiß, was meine Eltern dazu sagen werden.“

Der Lehrer. Was hast du denn in der Kirche gethan?

Wolfg. Ja, ich habe gedacht: Mein Gott, hilf mir nur diesmal in meiner Angst; ich will's nicht mehr thun! —

Der Lehrer. Dies ist ja das beste Gebet, wenn man gefehlt hat, es vor Gott bereuen, ihn um Verzeihung bitten und sich vor Gott vornehmen, es nicht mehr zu thun. Sei unbesorgt, fuhr er fort, ich will dich selbst nach der Schule nach Hause führen und für dich ein Fürwort einlegen; es soll dir nichts zuleide geschehen. Der Lehrer unterhielt sich noch, bis die übrigen Kinder kamen, mit Wolfgang von dem Gebete und sagte zu ihm: „Bete allemal so, wenn du gefehlt oder wenn du etwas zu fürchten hast. Der liebe Gott will, daß wir uns alles, sogar unsere Fehler, zu nutze machen. Er kann auch dasjenige, was uns kümmert, zu unserem Besten gereichen lassen. Wir können, wenn wir nur wollen, durch Schaden klug, können behutsamer und vorsichtiger werden und uns vor neuem oder größerem Unglücke hüten. Sieh, wenn ein Kind einmal gefallen ist, so wird es sich gewiß desto sorgfältiger hüten, daß es nicht wieder falle und sich etwa gar tot falle; wenigstens kann und

soll es das thun.“ — Darum sollen wir denken, wenn wir Gott in was immer für einem Anliegen bitten, daß er uns helfen möchte: Er hilft gewiß wenn wir uns nur helfen lassen und auch selbst mitwirken.

Verzage nicht zur Zeit der Not.
Thu', was du sollst, und trau auf Gott.

7. Der Sohn ernährt den Vater.

Martin ging zu einem Bauer und hielt um eine Arbeit an, damit er sich etwas verdienen könnte. „Ich will dich,“ sagte der Bauer, „zum Vieh hüten annehmen und dir, wenn du fleißig bist, zu essen und für den ganzen Sommer zehn Mark geben.“ „Ich will recht fleißig sein,“ sagte Martin, „aber ich bitte dich, gib mir in Geld gleich alle Wochen, was ich verdiene. Ich habe zu Hause einen armen Vater; diesem möchte ich gern alle Wochen meinen Lohn geben.

Der Bauer, dem diese kindliche Liebe über die Maßen gefiel, willigte gern ein und vermehrte noch dazu den Lohn. Und der Sohn trug alle Samstage seine Pfennige und was er noch an Brot und Butter an seinem eigenen Munde absparen konnte, fleißig nach Hause.

Wie schön ist's, wenn ein Kind
Der Eltern nicht vergißt,
Und stets für ihre Lieb'
Durch Gegenliebe dankbar ist!

8. Ach! die Mutter ist krank.

Eine Mutter lag krank und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig und niedergeschlagen. Die größeren knieten oft zusammen und beteten, daß Gott die Mutter wieder möchte gesund werden lassen.

Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bei dem Bette der Mutter und fragte beständig, wann sie wieder gesund werden und aufstehen würde. Auch fragte einst das Kind, da es bei dem Krankenbette ein Glas stehen sah: „Mutter! was ist dies?“



Die Mutter antwortete: „Kind, dies ist etwas gar bitteres, und ich muß es doch trinken, daß ich wieder gesund werde.“ „Mutter!“ sagte das gute Kind, „wenn es so bitter ist, will ich's für dich trinken, daß du wieder gesund werdest.“

Und die kranke Mutter hatte bei allen ihren Schmerzen Trost und Linderung, da sie sah, wie sehr sie von ihren Kindern geliebt wurde.

Ein gutes Kind verschafft den Eltern Trost und Freuden,
Ein böses nur Verdruß und Leiden.

9. Das Kind kommt mit Schlägen nach Hause.

„Bleib zu Hause," sagte ein Vater zu seinem Kinde, „bis ich wieder komme." Joseph, so hieß das Kind, versprach zu gehorchen.

Kaum war der Vater fort, so kam des Nachbars Sohn, der den guten Joseph auf das Feld hinausführen wollte. Joseph getraute sich anfangs nicht zu gehen, weil es der Vater verboten hatte. „Ei, der Vater!" sagte der schlimme Gesell, „er weiß ja nichts davon. Wer weiß, wo jetzt dein Vater ist, oder wann er nach Hause kommt. Solltest du immer die Stube hüten?" Joseph ließ sich überreden und ging.

Sie kamen vor einem Garten vorbei, in welchem schönes Obst hing. Da fing der saubere Kamerad sogleich an, Obst herabzuschlagen. Aber hui, war der Bauer da, dem der Garten zugehörte. Beide liefen davon; doch weil Joseph, als der kleinere, nicht so geschwind laufen konnte, wurde er von dem Bauer erwischt und wacker abgeprügelt. Es half nichts, daß er immer sagte: „Ich bin unschuldig, ich habe nichts angerührt." Er mußte es anstatt des schuldigen büßen.

Joseph kam mit nassen Augen nach Hause, und bald darauf auch sein Vater. „Kind! was fehlt dir?“ war die erste Frage des Vaters; „dir ist etwas widriges begegnet! Sage, was ist dir Leides geschehen?“ Joseph gestand ihm alles und klagte, daß ihm unrecht geschehen sei. „Recht ist dir geschehen,“ sagte der Vater, „warum hast du mir nicht gefolgt?“

Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen,
So folge, ohne erst: warum? vorher zu fragen.
„Die Eltern wollen's so.“ Genug! denk nur bei dir,
Sie wissen's schon, warum, sie meinen's gut mit mir.

10. Der Bruder und die Schwester.

Bruder.

Ei, sieh den schönen Apfel hier!
Komm, Schwester! komm! iß ihn mit mir!

Schwester.

O wär' er doch auch größer!
So iß ihn nur allein.

Bruder.

O nein!
Iß auch mit mir; dann schmeckt er mir weit besser.

11. Noch zwei recht liebenswürdige Geschwister.

Ein Vater wollte seinen Kindern, die ihm durch ihren Fleiß und Gehorsam viele Freuden machten, auch eine Freude machen. „Kinder!“ sagte er an einem schönen Morgen, „heute will ich euch zu unserem

Vetter hinaufführen! da könnet ihr euch im Garten bei seinen braven Kindern nach Herzenslust ergötzen. Ich will nur ein anderes Kleid anziehen; ich komme gleich wieder."

Sein kleiner Sohn, voll Freude darüber, hüpfte lustig in der Stube herum und stieß unvorsichtigerweise einen Krug vom Tische herab.

Elisabeth, seine Schwester, war sogleich auf dem Boden, die Scherben aufzuheben — da kam der Vater herein: „Nun Elisabeth! was hast du da angefangen?" fragte er ganz unwillig.

„O lieber Vater!" sagte Elisabeth ganz erschrocken, „sei doch nicht böse!" „Böse," antwortete der Vater, „bin ich nicht, aber da auch in einem fremden Orte vor dir die Krüge nicht sicher sein würden, so darf ich dich heute nicht mitnehmen."

„Ich will gerne zu Hause bleiben," sagte das gute Kind, „wenn nur der Vater nicht böse ist." Da konnte sich ihr Bruder nicht länger enthalten; er trat mit weinenden Augen vor den Vater hin und sagte: „Ich, nicht die Schwester, ich habe den Krug zerbrochen; ich muß zu Hause bleiben."

Der Vater, voll Freude über das gute Herz seiner Kinder und über ihre Liebe zu einander, nahm beide in seine Arme und sprach: „Ihr seid beide meine lieben Kinder; ihr sollt beide mit mir gehen." Jetzt war die Freude noch größer.

Geschwister sollten, groß und klein,
Stets unter sich recht liebreich sein.

12. Wie die Kinder das Geld angewendet haben.

Jakob war ein sorgfältiger, weiser Vater. Wenn er den Armen etwas Gutes thun wollte, so ließ er es meistenteils durch die Hände seiner Kinder geschehen, damit sie frühzeitig lernen möchten, gegen den Nächsten wohlthätig zu sein.

Auch gab er seinen Kindern oft ein Stück Geld, das sie nach Belieben anwenden konnten. Er fragte aber allemal nach einiger Zeit, wie sie es verwendet hätten. Dies schien ihm die beste Art zu sein, Kindern zu zeigen, wie sie mit dem Gelde umgehen sollten.

Einst an seinem Namenstage gab er jedem Kinde fünfzig Pfennige. Nach acht Tagen fragte er sie, wie sie das Geld angewendet hätten.

Der jüngere Sohn sagte: „Ich habe noch alles, bis auf einen Pfennig, den ich einem armen Manne gegeben habe.“

Gertraud, die eben das nähen lernte und sich schon selbst einige Kleidungsstücke verfertigen konnte, zeigte dem Vater ein Meter Leinwand, die ihr die Mutter um dieses Geld eingekauft hatte.

„Ich,“ sagte Niklas, der ältere Sohn, „ich habe dem armen Waisen Thomas so viel darauf gegeben, daß er sich ein Paar Schuhe machen lassen und im Winter in die Schule gehen kann.“ „Gut,“ mein Kind!“ antwortete der Vater, „du hättest dein Geld nicht besser anwenden und dem Kinde keine größere Wohlthat erweisen können.“

Geld ist erst dann ein wahres Gut,
Wenn man damit auch Gutes thut.

13. Das unverträgliche Kind.

Der kleine Peter war gar feindselig; er konnte sich mit keinem Menschen recht vertragen; vielmehr that er bald den Geschwistern, bald den Dienstboten etwas zuwider. Er wurde von seinen Eltern öfters ermahnet, er solle doch mit anderen gut und freundlich sein; ja sein Vater drohte ihm sogar, daß er ihn von den Menschen absondern und ganz allein lassen werde, wenn er immer so feindselig wäre. Aber da half kein Ermahnen, kein Drohen. Der Vater ließ also das feindselige Kind in eine abgelegene Kammer einsperren und verbot allen im Hause, zu ihm zu gehen oder mit ihm nur ein Wort zu reden.

Da in der Kammer hatte Peter bald Langweile. Er guckte oft zum Fenster hinaus, um einen Menschen zu sehen; aber er sah und hörte keinen Menschen.

Am Mittag brachte ihm die Magd zu essen. Peter redete die Magd freundlich an; diese aber gab ihm keine Antwort. Das Essen schmeckte ihm nicht.

Der Nachmittag schien ihm so lange als ein Jahr! er konnte sich mit niemanden unterhalten, mit niemanden reden. Er sah nichts lebendes in der Kammer, als Fliegen. Aus Langeweile sah er den Fliegen zu; er zählte sie, er redete mit ihnen; aber es waren halt nur Fliegen.

Auf den Abend brachte ihm seine Schwester, mit der er sich oft gezankt hatte, eine Suppe. „Liebes Schwesterlein!" sagte Peter, „bleib nur ein wenig bei mir; thu mir die Gefälligkeit, und bleib." —

Die Schwester stellte die Suppe hin und ging sogleich, ohne ein Wort zu reden, wieder fort.

Nun kam die traurige Nacht. Peter konnte fast kein Auge zuthun. Immer dachte er: „Wie wird's morgen sein? werde ich morgen auch so leben müssen? Auch fiel ihm wohl ein, wie er sich bisher gegen andere betragen hatte, und was er künftig thun wollte, wenn er wieder bei anderen sein dürfte.

Des anderen Tages, da er wieder ganz allein, von allen Menschen verlassen war und doch bald dieses, bald jenes brauchte, fing er an zu weinen — endlich laut zu schreien: „Vater! Vater! Mutter! machet auf, lasset mich hinaus; ich kann nicht mehr bleiben; Vater! Mutter! Vater!"

Der Vater ließ ihn lange Zeit so schreien. Endlich ging er zu ihm hinein. Da fiel Peter auf die Knie und bat mit aufgehobenen Händen, daß ihn der



Vater wieder zu seinen Geschwistern und unter die Leute lassen möchte. Da sagte der Vater: „Wer sich mit den Menschen nicht vertragen kann, der soll auch nicht unter den Menschen wohnen.“

Peter versprach alle Besserung, und der Vater ließ ihn heraus.

Wirklich war nun Peter gegen seine Geschwister und gegen andere gefälliger und liebreicher. Wenn er sich aber bisweilen wieder vergaß und feindselig betragen wollte, sagte der Vater nur: „Willst du wieder in die Kammer?“

Kind, wenn du nicht verträglich bist,
So denkest du wohl nicht daran,
Wie gut es für den Menschen ist,
Daß er bei Menschen leben kann.

14. Was man selbst thun kann, das soll man nicht von andern verlangen.

Ein drei Spannen langes Kind ließ ein Messer fallen. Da sagte es zu der alten Dienstmagd: „Lene, heb' das Messer auf!“ „Lene, heb's nicht auf!“ versetzte die Mutter, die es eben hörte. Darauf wendete sich die Mutter ganz unwillig zu dem Kinde, und gab ihm einen scharfen Verweis. „Bist du nicht,“ sagte sie, „mit der Hand näher beim Boden, als die Lene? Wozu hast du die Hände, wenn du diese nicht gebrauchen willst? Oder meinst du wohl, du wirst immer eine Magd bei dir haben, die dir zu allem aufwarten soll? Wenn du einmal gewohnt

bist, dich in allen Stücken bedienen zu lassen, so wird es endlich soweit kommen, daß du dich schon beklagen wirst, wenn du nur eine Hand oder einen Fuß aufheben mußt.“

Die Mutter hatte wohl recht. Ein Kind, das verzärtelt ist, wird einst alles desto schwerer angreifen, und wenn es sich immer auf fremde Hilfe verläßt, so wird es endlich sich selbst auch in den leichtesten Dingen nicht mehr helfen können.

Erspare andern ihre Müh':
Du hast selbst Hände; brauche sie!

15. Der gute Nachbar.

Martin war ein leutseliges Kind, gegen jedermann gesprächig, freundlich und höflich. Wenn er anderen eine Gefälligkeit oder einen Dienst erweisen konnte, that er's gewiß. Aber sein Bruder, der Nepomuk, war ein ganzer Wildfang: feindselig, zänkisch, trotzig. Wenn man ihm einen Fehler verwies, so fletschte er einem die Zähne ins Gesicht. Wenn des Nachbars Kinder ein Spiel machten, so störte er sie mutwilligerweise. Er gab ihnen Schimpfnamen; ja er schlug sie wohl gar öfters.

Nun geschah es, daß einst mitten in der Nacht im Hause seines Vaters, ich weiß nicht wie, Feuer auskam. Martin und Nepomuk schliefen in der nämlichen Kammer. Aber ehe sie noch aus dem Schlafe kamen, stand das Haus schon von allen Seiten in Flammen. Ihre Eltern wußten aus Schrecken

nicht, was sie zuerst oder zuletzt thun sollten. Sie retteten vor allem ihre zwei kleinsten Kinder. Da war aber ein guter Nachbar, der alsogleich herbeilief, um Hilfe zu leisten. Er hörte das Geschrei der beiden Knaben, stieg in die Kammer hinauf, und da er beide nicht auf einmal retten konnte, so rief er: „Wo ist der gute Martin?“ Er trug ihn sodann durch das Feuer heraus an einen sicheren Ort. Er ging freilich zurück, auch dem Nepomuk zu helfen; aber er konnte dies nicht mehr. Das Feuer hatte schon zu sehr überhand genommen. Nepomuk sprang in der größten Angst über das Fenster herab, und brach sich ein Bein. Er mußte seine Lebetage hinken. Warum hat wohl der Nachbar zuerst den Martin gerettet?

Freundlichkeit find't Freunde,
Trotzigkeit macht Feinde.

16. Ein recht vergnügter Abend.

Ein Vater hatte drei Kinder, die er in allem Guten unterrichtete, und die sich auch alles fleißig merkten, was ihnen der liebe Vater sagte.

An einem schönen Sommerabende saß er im Garten, die Kinder um ihn herum. Er nahm die nächsten zwei bei der Hand und sagte: „Nun, meine lieben Kinder! ich habe es euch oft gesagt, daß einem das Nachtessen so wohl schmeckt, und daß man so süß darauf schläft, wenn man sich auf den Abend an viel

Gutes, das den Tag hindurch geschehen ist, erinnern kann. Habt ihr heute auch etwas Gutes gethan? „Ja“ sagte Barbara, das kleinste, „ich habe heute mein Brot einem armen Kinde gegeben, das mich ganz hungrig ansah.“ „Und ich,“ sagte Georg, ihr Bruder, „ich habe heut die Gartenthür unseres Nachbars offen gesehen und zugeschlossen, weil immer das Vieh herum geht und leicht in seinen Garten kommen und viel Schaden anrichten könnte.“ — „Und du? Wolfgang!“ sagte der Vater zum älteren Sohne. — Wolfgang sah auf die Erde und schwieg. „Hast du heute nichts, gar nichts Gutes gethan?“ fragte der Vater. Wolfgang antwortete: „Der Vater hat uns oft gesagt, wir sollen schweigen und still damit sein, wenn wir etwas Gutes gethan haben; genug, daß es Gott weiß.“ „Liebes, gutes Kind!“ sprach der Vater, „ja man soll dazu schweigen, genug, daß es Gott weiß. Aber mir, deinem Vater, darfst du es schon sagen, und deine Geschwister dürfen es auch wohl hören; sie werden dadurch nur noch mehr zum Guten aufgemuntert werden.

„Heut“, fing nun Wolfgang an, „hat mich ein loser Bube auf dem Wege angepackt, und ohne daß ich ihm etwas zu leid gethan, geschlagen. Es kam eben jemand dazu; da lief er davon. Er fiel nieder und fing erbärmlich zu schreien an. Ich ging eilends hin, half ihm auf, und führte ihn, da er über Schmerzen am Fuße klagte, bis nach Hause.“ „Kind,“ rief der Vater aus, „das ist edel! Dies ist das schönste, wenn man seinen Feinden Gutes thut. Davon

will ich euch, meine Kinder, beim Essen mehr sagen." Und sie gingen alle voll Freuden zum Nachtessen.

Wer seinen Feinden Gutes thut,
Der zeigt den größten Edelmut.

17. Der Lügner schadet sich selbst.

Joseph war ein gutes, aufrichtiges Kind; er gestand es allemal offenherzig, wenn er einen Fehler begangen hatte. Seine Eltern sagten aber auch oft: „Kinder! nur nicht lügen! Wenn ihr auch gefehlt habt, so erkennet und gestehet es; mit dem Lügen macht ihr es noch schlimmer."

Johannes, sein jüngerer Bruder, war ganz anders beschaffen: er redete oft die Unwahrheit, und besonders leugnete er sich öfters hinaus, wenn er einen Fehler begangen hatte; oder er schob wohl gar die Schuld auf andere.

Einst früh sah die Mutter, daß ein Fenster eingebrochen war. „Wer hat das Fenster zerbrochen?" sprach sie. „Ich nicht", sagte Joseph. „Ich auch nicht," sagte Johannes, und so sagte ein jedes im Hause. „Du mußt es gethan haben," sprach die Mutter ganz unwillig zu Johannes: „Warte nur, du wirst deinen Lohn schon kriegen; laß nur den Vater nach Hause kommen!" Johannes fing an, sich aus allen Kräften zu entschuldigen und weinte, weil er Schläge fürchtete.

Um Mittag kam der Vater nach Hause und sagte beim Essen, ehe noch die Mutter ihre Klage angebracht

hatte, man solle künftig auf den Abend die Fenster fleißig zuschließen, weil heute Nacht der Wind ein Fenster zu- und eingeschlagen hätte.

„Seht jetzt," rief Johannes aus, „daß ich unschuldig bin!" „Siehst du jetzt," antwortete die Mutter, „was du von deinem Lügen hast! Ich habe deinem Bruder geglaubt, weil er auch sonst die Wahrheit redete; dir aber habe ich nicht geglaubt, weil du schon oft gelogen hast." Johannes besserte sich darauf; aber es ging noch lange her, bis man ihm alles, was er sagte, glaubte.

Wer öfters lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

18. Die schändliche Betrügerin.

Eine gewisse Person, die ich nicht beim Namen nennen will, wurde von frommen, christlichen Leuten als Dienstmagd angestellt. Wenn sie nun wußte, daß der Hausvater oder die Hausmutter zusah, da arbeitete sie, als wenn sie sich zu Tode arbeiten wollte; aber wenn sie allein war, ließ sie die Arbeit liegen und that unnütze Dinge. An Feiertagen, wenn mehrere Leute in der Stube waren, nahm sie ein Buch in die Hand; waren die Leute weg, so sah sie in den Spiegel oder zum Fenster hinaus. In der Kirche stellte sie sich fromm und zwang sich oft zum Weinen und Seufzen. Allein sie konnte sich nicht lange so verstellen, ohne daß es die Leute merkten.

Zuerst entdeckte ihr Hausvater ihre Gleisnerei und Scheinheiligkeit. Er hielt ihr diese vor und warnte sie ernstlich vor diesem schändlichen Betrug; sonst, sagte er, würde er sie nicht mehr in seinem Hause dulden.

Was nachher mit ihr geschehen ist, weiß ich nicht. Ich zweifle, ob sie sich gebessert habe.

Die schändlichste der Lügen
Ist gleisnerische Frömmigkeit.
Die Menschen kann man kurze Zeit,
Gott aber nie betrügen.

19. Das Plaudermaul.

Salome hatte von Jugend auf den bösen Fehler angenommen, daß sie alles, was sie hörte, wieder ausplauderte und nichts verschweigen konnte, wenn es gleich etwas Böses war; ja, von den Fehlern anderer Leute redete sie am liebsten. Da gab es dann viel Verdruß und Feindseligkeit ab. Manchem geschah unrecht; oft kam das Geschwätz weiter und immer weiter. Da fragten viele, die beleidigt waren: Wer hat dieses von mir gesagt? und da hieß es: Salome, die plauderhafte Salome. So wurde sie eine wahre Plage im Hause, und andere scheuten sich, mit ihr umzugehen. Oft schwieg alles, wenn sie zu den Leuten kam, und eines nach dem andern ging davon. Sie lernte daraus ihren Fehler erkennen, und wollte sich auch wirklich bessern. Aber doch hat sie sich wieder gar oft vergessen und geredet, wo sie hätte schweigen sollen.

Nun starb ihr Vater, und ihr älterer Bruder übernahm das Haus. Dieser gab seiner Schwester sogleich in den ersten Tagen zu verstehen, daß er sie lieber aus dem Hause wünschte. Salome suchte also einen Dienst; aber sie bekam überall eine abschlägige Antwort. Einige sagten ihr wohl gerade in's Gesicht, sie brauchten in ihrem Hause keine Händelmacherin. — Sie ward endlich gezwungen, anders wohin zu ziehen, wo sie niemand kannte. Da wurde sie an einem einsamen Bauernhofe als Viehmagd angestellt, wo sie im Stalle tausendmal ihre Schwatzhaftigkeit bereute.

Plaudern bringt dir keine Ehr',
Rede wenig, denke mehr.

20. Das bösartige Kind.

„Franz! warum heute wieder so traurig? was fehlt dir?" sagte ein Vater beim Essen zu einem seiner Kinder. „Mir fehlt nichts," antwortete Franz und sah ganz verdrossen auf den Tisch hinein. Der sorgfältige Vater nahm nach dem Essen das Kind allein zu sich und sagte: „Kind, ich kann dich nicht immer so traurig sehen; ich kann dir aber auch nicht helfen, wenn du es mir nicht aufrichtig sagest, was dich drückt oder kümmert." „Mir fehlt nichts," gab Franz wieder zur Antwort. „Ei, es muß dir etwas fehlen!" sagte der Vater und gab nicht nach, bis endlich das Kind zu weinen und zu klagen anfing: „Der Vater hat alle lieber, als mich! Die andern Geschwister thun

alles recht! ich kann nichts recht thun; sie bekommen allemal etwas besseres, als ich; ich muß halt der schlechteste sein!" „Du bist mir ein närrisches Kind!" sagte der Vater; „dich macht traurig, was dich erfreuen sollte. Ist es dir also nicht lieb, wenn du brave Geschwister hast? oder bist du deswegen schlechter, wenn ich mit den anderen zufrieden bin? Auf solche Art wirst du freilich nie vergnügt und fröhlich sein können; du machest dir selbst dein Leben bitter; andere um's Gute beneiden, ist unvernünftig und schändlich." Aber das Kind erkannte noch seinen Fehler nicht. Nach etlichen Tagen kam Franz voll Freuden nach Hause und erzählte mit lachendem Munde, wie die Kinder in der Schule gestraft worden sind. Der Vater hörte es. „Pfui, Franz!" sagte er, „dies ist abscheulich, daß du eine Freude haben kannst, wenn andere gestraft werden. Bist du denn besser, wenn andere gefehlt haben? Wär' es dir lieb, wenn dir andere etwas Übels gönnten? Wie oft hab' ich euch schon gesagt: Was ihr nicht wollet, daß euch geschehe, das will auch ein anderer nicht. Du bist ein böses Kind, denn du bist schadenfroh. Ich hab es schon oft beobachtet, daß du andere gern verklagest, und daß du tückisch darüber lachest, wenn ich eines deiner Geschwister strafen muß. Sieh, deine Geschwister haben jetzt mit dir Mitleid; sie bedauern es, daß sie einen so unglücklichen Bruder haben."

Franz wurde endlich auch gerührt; er versprach Besserung. Aber es hat ihm und seinen Vater viel Mühe gekostet, bis er sich ganz gebessert hat.

Wer andere um ihr Glück beneid't,
Dem wird, was sie erfreut, zur Pein;
Wer über Unglück sich erfreut,
Der ist nicht wert, ein Mensch zu sein.

21. Die Kinder machen ein Spiel.

In einem ansehnlichen Marktflecken starb vor zwei Jahren der Schullehrer. Er war schon so alt, daß er seinen Dienst nicht mehr versehen konnte. Daher mußte öfter seine ältere Tochter für ihn Schule halten. Diese wußte schon auswendig, was sie zu sagen hatte; sie hatte es von ihrem Vater wohl tausendmal gehört, weil er fast immer das nämliche sagte.

Sogleich nach dessen Tode wurde von der Obrigkeit ein neuer Schullehrer aufgestellt. Da sah es in der Schule bald anders aus. Der neue Lehrer war ein verständiger Mann und ein wahrer Kinderfreund. Die Kinder liebten ihn, und sie gingen nun mit Freuden in die Schule.

Unter anderem gefiel nicht nur den Kindern, sondern auch ihren Eltern dieses ganz besonders, daß er mit ihnen öfters auf das freie Feld hinausging. Da zeigte er ihnen dies und das; er redete dabei oft von Gott, wie er alles erschaffen und so gut und weislich eingerichtet habe; er unterhielt die Kinder mit angenehmen und nützlichen Erzählungen.

Auch ließ er die Kinder öfters ein Spiel machen. Er war allzeit dabei, und alles mußte unter seinen Augen geschehen. Er selbst ordnete die Spiele an. Die Knaben mußten besonders und die Mägdlein

besonders sein. Er ließ sie kein Spiel machen, wobei man Schläge austeilet, einander zu Boden wirft, oder sonst etwas zuleide thut. „Dies ist kein Spiel,“ sagte er, „da einige lachen, wenn andere lieber weinen möchten; und wie oft ist schon dabei ein Unglück geschehen!“ Auch ließ er kein Spiel und nichts beim Spiele zu, das nur im geringsten wider die Sittsamkeit war.

Unter den größern Knaben war einer mit Namen Bernhard. Dieser war allemal der erste beim Spiele und der letzte davon; aber allemal, so oft er spielte, ward gestritten und gezankt. Zuletzt wollte mit ihm gar niemand mehr spielen. Er zwang aber andere gleichsam mit Gewalt dazu; und er zankte wieder. Da mußte nun der Schullehrer ins Mittel treten. Er verbot allen Kindern, mit ihm zu spielen; zum feindseligen Knaben aber sagte er:

Du spielst so gern,
Und ladest andre selbst zum spielen ein.
Du zankst so gern,
Was ist zu thun? — Geh', Zänker spiel allein.

22. Die faulen und die frischen Äpfel.

„Vater!“ fragte ein Kind, das eben aus der Schule kam: „Was sind denn die bösen Gesellen? Der Schullehrer hat uns heut gesagt, wir sollen ja vor allem die bösen Gesellen meiden.“ „Der Schullehrer,“ antwortete der Vater, „hat recht gesagt, mein Kind! daß man die bösen Gesellen, soviel als möglich

ist, meiden soll. **Böse Gesellen** sind solche Menschen, die selbst verdorben sind und auch noch andere zum Bösen anführen. Ja, es gibt, leider! auch schon solche unglückliche Kinder, die nicht genug bedenken, was unser lieber Gott verboten hat, und die sich nicht schämen, wenn sie etwas Schändliches thun; ja, sie sagen wohl auch zu andern Kindern: Dies und und das ist nicht Sünde, was doch schändlich, oft abscheulich ist. Wenn dann ein gutes Kind mit ihnen, besonders allein, umgeht, so wird es auch verdorben."

„Aber, Vater!" sagte das unschuldige Kind, „ich meine, gute Kinder sollten mit bösen Kindern umgehen, damit diese auch wieder gut würden." Da kam ein fremder Mensch ins Haus. Der Vater wurde abgerufen, ehe er dem Kinde antworten konnte.

Auf den Abend ließ der Vater eine Schüssel voll fauler Äpfel auf den Tisch stellen. Dann gab er dem Knaben etliche schöne, frische Äpfel und sagte: „Leg diese Äpfel zu den faulen hinein, damit sie auch wieder schön und frisch werden." „Nein, Vater!" antwortete das Kind, „gerade umgekehrt: die frischen würden von den faulen auch angesteckt werden." „Ebenso, mein Kind!" versetzte der Vater, „würden auch die guten Kinder von den bösen angesteckt werden, anstatt daß die bösen von den guten gebessert würden."

Das Kind dachte lange über diese Worte des Vaters nach.

Die Bösen soll man flieh'n, so viel man kann,
Sie stecken auch die Guten an.

23. Der Vater erzählte hierauf diese traurige Geschichte.

Ich kenne einen Knaben, den ich nicht nennen darf. Der war bis in sein zwölftes Jahr immer munter und fröhlich, ungemein leutselig und gesprächig, frisch und gesund wie das Leben. Aber auf einmal wurde er ganz verdrossen, furchtsam und leutscheu. Man sah ihn oft den halben Tag nicht und kein Mensch wußte, wo er herumschlich. — Seine Eltern bemerkten dieses bald. Sie fragten ihn, warum er nun so still und traurig wäre, was ihm fehle. Sie glaubten, ihr Kind müsse krank sein; und wirklich sah er ganz blaß aus, und seine Augen waren trüb und matt. Aber er gab seinen Eltern immer zur Antwort: „Ich weiß nichts, mir fehlt nichts!" und konnte ihnen doch nicht gerade in das Gesicht schauen, da er dieses sagte.

Nach einiger Zeit kam ein naher Befreundeter zu den Eltern dieses unglücklichen Knaben und warnte sie, daß sie auf ihr Kind besser acht geben sollen. Ihr Sohn gehe mit bösen Buben um; ja er sei schon ganz von ihnen verdorben worden.

Auf diese Nachricht wurden die guten Eltern untröstlich. Die Mutter fing bitterlich zu weinen, der Vater zu klagen an: „Nun ist alle Hoffnung verloren! Nun ist unsere ganze Freude dahin! — Unglückliches Kind! haben wir dieses von dir erleben müssen?" — Sie suchten sogleich ihr Kind auf und nahmen es allein zu sich. Der Vater fragte anfangs

in Güte, und da das Kind mit der Sprache nicht heraus wollte, drang er mit allem Ernste darauf: „Sage, mit was für Kameraden gehst du um? Was hast du gethan?" Das Kind, ganz betroffen, fing mit gebrochener Stimme an: „Da — und da bin ich gewesen, sie haben gesagt: Es sieht uns niemand." „Niemand? Mußt du dich nicht vor dir selbst schämen, wenn du Böses thust? Hast du dich nicht schämen müssen? Hast du dich getraut, so etwas zu thun, und Gott ganz außer Augen gesetzt?" Da fing das Kind freilich zu weinen und zu bitten an; es gestand alles und erkannte sein Unrecht und Unglück. — Was wollten die guten Eltern thun? Der Vater war jetzt allein auf das bedacht, wie er seinen verführten Sohn wieder auf bessere Wege bringen könne. Er ging zum Herrn Pfarrer, daß er ihm raten und helfen möchte. Der Herr Pfarrer wurde dadurch ganz betroffen. Er sah und fragte weiter nach; da fand es sich leider, daß viele Verführer und Verführte in seiner Gemeinde waren. — O die unglücklichen Kinder!

Du mußt bei andern und allein
Stets ehrbar, sittsam, schamhaft sein:
Gott sieht dich, wo du immer bist;
Thu' also nie, was Sünde ist.

24. Nachdrückliche Warnung.

Karl neckte und quälte die unschuldigen Tiere, wo und wie er konnte. Wenn dann ein Tier vor Schmerz und Angst schrie, oder nicht wußte, wo es hin sollte, hatte er eine boshafte Freude daran. Oft hatten ihn andere Kinder abgemahnt, er solle doch gegen das arme Vieh nicht so grausam sein. Aber Karl lachte nur darüber. Ja, nachdem er größer und stärker geworden, machte er es auch kleinen Kindern nicht besser. Er schlug oft andere Kinder, oder brachte sie sonst zum Weinen.



Einst ging er ganz allein vor einem Bauernhause vorbei, wo eben vor der Thüre zwei Schafe lagen, denen die Füße mit Stroh zusammen gebunden waren. Es war niemand dabei. Er ging hinzu; er riß die armen Tiere bei der Wolle hin und her und stieß mit den Füßen darauf. Da schlich ein Mann, der

unbemerkt zusah, aus dem Hause heraus, ergriff den mutwilligen Buben beim Haare und schüttelte ihn so gewaltig, daß ihm das Gesicht verging; darauf steckte er ihm ein paar Ohrfeigen, daß ihm die Zähne klapperten. „Au weh! au weh!" Das war ein Schreien und Heulen! „So?" sagte der Mann, thut's wehe? Es thut auch dem armen Tiere wehe, wenn man es quält und martert."

Von dieser Stunde an hat Karl keinem Tiere, viel weniger einem Kinde, mehr etwas zuleide gethan.

Quäle nie ein Tier aus Bosheit oder Scherz,
Denn es fühlt, so gut wie du, den Schmerz.

25. Der Mann mit dem hölzernen Fuß.

Thomas ging auf einen Jahrmarkt, und sein 12jähriger Sohn mit ihm. Auf dem Wege dahin gingen sie vor einem Manne vorbei, der ganz keuchend und mühsam seinen hölzernen Fuß nachschleppte und sie um ein Almosen bat. Thomas gab ihm einen Groschen und sagte: „Durch was für ein Unglück habt ihr, guter Mann, euern Fuß verloren?" „Ach, mein Herr!" antwortete der Bettler mit einem tiefgeholten Seufzer, „ich war wohl selbst schuld an meinem Unglücke; ich kann nie daran denken, ohne mein Elend doppelt zu fühlen. Da ich noch jung und etwa so groß als euer Knabe war, rang ich aus Scherz mit einem anderen Knaben; er warf mich zu Boden, fiel

auf mich und — mein Bein war entzwei. O, was ich für Schmerzen leiden mußte! Man nahm mir ein Schieferbein nach dem andern heraus; endlich kam der Brand dazu, und man mußte mir, um noch mein Leben zu retten, den Fuß ganz abnehmen. Meine Eltern hab' ich früh verloren: arbeiten, wie ihr seht, kann ich nicht, jetzt muß ich, da wischte er sich eine Thräne aus dem Auge — leider betteln. Gott vergelt es euch tausendfach!" So rief er noch lange nach, da Thomas mit seinem Sohne ganz gerührt fortging.

Da nahm der Vater Gelegenheit, seinem Kinde zu sagen, wie wenig man, besonders in der Jugend, die Gesundheit und die geraden Glieder achte; wie oft sich Kinder aus Frevel oder Leichtsinn zu Krüppel machen, ein Aug', einen Arm, oder Fuß, oder wohl gar das Leben verlieren. Mit diesem Gespräche unterhielt er seinen Sohn bis sie an Ort und Stelle kamen.

O welche Wohlthat sind gerade Glieder,
Man bricht sie leicht und heilt sie selten wieder.

26. Das Kind wird krank.

Anton ging mit seinem Vater und mit seiner Schwester zu seinem Vetter aufs Kirchweihfest. Da waren viele Leute in der Stube und volle Schüsseln auf dem Tische. Der Vater ging indeß anderen Geschäften nach; die Kinder blieben beim Vetter. Man sprach ihnen zu, sie sollten sichs recht schmecken lassen. Anton ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er war auf dem Wege hungrig und durstig geworden. Er aß sehr gierig, und Süßes und Saures untereinander. Er trank Bier und Meth, ja zuletzt sogar Branntwein. Seine Schwester war behutsamer: sie aß sehr mäßig und trank erst, nachdem sie sich etwas abgekühlt hatte.

Endlich kam der Vater, die Kinder abzuholen. Kaum war Anton in die freie Luft hinausgekommen, so sah er alles zweifach; es schien ihm auch, als wenn alles um ihn herumginge. Der Vater mußte ihn an der Hand führen; so oft er die Hand ausließ, lag Anton auf dem Boden. Seine Schwester, obwohl sie ihn bedauerte, konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Sie kamen endlich nach Hause, Anton wußte nicht wie. Er wurde gleich ins Bett gebracht. Des andern Tages schämte er sich vor allen Menschen und klagte über heftige Kopf- und Magenschmerzen. Er mußte also, wollte er, oder wollte er nicht, bittere Arznei nehmen und vier Tage lang das Bett hüten.

Denk eh' du fährst zum Mund:
„Zu viel ist ungesund.“

27. Das böse Gewissen.

Eine Mutter kam traurig nach Hause und klagte es dem Vater wehmütig, sie habe hören müssen, daß einer aus ihren Söhnen ein armes Kind geschlagen hätte. „Dies,“ setzte sie hinzu, „hat gewiß unser loser Kaspar gethan; aber er wird es leugnen, wenn wir ihn darum zur Frage stellen.“ „Ich will ihm,“ antwortete der kluge Vater, „durch Fragen keine Gelegenheit zum Lügen geben und doch auf die Wahrheit kommen.“

Sie gingen darauf zum Nachtessen. Kaspar war darunter ganz still und zahm; er aß wenig und redete noch weniger: er sah die Eltern, die ganz betrübt da saßen, selten und nur mit verstohlenen Blicken an. Die Kinder gingen dann zu Bette. Sie schliefen in einem besonderen Bette, aber alle in einer Kammer.

Etwa eine halbe Stunde darnach, als sie schlafen gegangen, kam der Vater in die Kammer. Er machte mit Fleiß die Thüre rasch und laut auf. Kaspar sprang sogleich aus dem Bette heraus und schrie voll Furcht: „Was ists, was gibts?“ „Nichts,“ antwortete der Vater; „ich habe nur sehen wollen, ob ihr schon schlafet.“ Die zwei anderen Brüder schliefen schon ganz sanft und gut, und wurden nur durch Kaspars Geschrei aufgeweckt. Der Vater ging wieder fort.

Des andern Tages nahm der Vater in Gegenwart der Mutter und der Kinder den Kaspar vor sich und sagte zu ihm: „Du hast gestern ein armes Kind

geschlagen!" Kaspar glaubte, es wäre schon alles aufgekommen, und fing an, sich zu entschuldigen: „Ja, das Kind hat mich auch" — der Vater ließ ihn nicht weiter reden. „Kind!" sagte er, „warum machest du uns so viel Verdruß und Kummer? Gestern hieß es, einer von unsern Söhnen hätte ein armes Kind geschlagen; wir wußten es noch nicht, wer es aus euch gethan hätte. Da ich dich aber beim Essen so traurig und furchtsam sah, und noch mehr, da du vor Unruhe nicht schlafen konntest, und dich dein böses Gewissen, sobald ich die Thüre öffnete, aus dem Bette trieb, konnte ich genug abnehmen, daß du der Schuldige bist. Sieh! so elend macht sich der Mensch, der Böses thut. Du bist schon durch deine Angst und Unruhe gestraft worden; nun mußt du auch noch dem armen Kinde etwas zu guten thun, und so den Fehler ersetzen. Was willst du thun?"

Kaspar erkannte seinen Fehler und versprach alles zu thun, was der Vater befehlen würde.

Wer Böses thut, der muß es büßen.
Es straft ihn schon sein eigenes Gewissen.

28. Das beste Erbteil.

Es waren einst zwei Nachbarn, die beide viele Kinder hatten. Einer davon, Melchior mit Namen, war reich; er verließ sich auf sein Geld und war wenig besorgt, daß seine Kinder gut unterrichtet und erzogen würden.

Simon, der andere, hatte ein geringeres Vermögen, aber gut und wohl unterrichtete Kinder. Er

pflegte öfters zu seinen Kindern zu sagen: „Kinder! ihr seht schon, ich kann euch nicht viel Geld hinterlassen; das meiste von meinem geringen Vermögen hab' ich darauf verwendet, euch zu erziehen und etwas Nützliches lernen zu lassen. Seid nur fromm und fleißig, dann wird euch der liebe Gott gewiß einst segnen." — Nach etlichen Jahren wurde in das Haus des Melchior gewaltig eingebrochen und fast alles Geld gestohlen. Das war ein Jammern und Klagen.

„Nachbar! ich habe mit dir Mitleid!" sagte Simon zu Melchior, „und noch mehr mit deinen Kindern; ich bedaure es, daß ich ihnen nicht helfen kann, vielleicht können es einst meine Kinder."

Es stand nicht lange an, so brannte auch das Haus des Melchior von Grund aus ab. Nun war er samt seinen Kindern ein Bettler.

Da nahm Simon auf's neue Gelegenheit, seinen Kindern zu sagen: „Sehet Kinder! daß man sich nie auf Geld und Gut verlassen soll! Nur was ihr gelernt habt, ist euer; nur dieses allein könnet ihr durch kein Unglück verlieren." Seine Kinder beflissen sich noch mehr zu lernen. Nach dem Tode ihres Vaters konnten sie sich auch recht gut fortbringen, weil sie alle geschickt und fleißig waren. Aber mit Melchiors Kindern kam es so weit, daß sie endlich bei den Kindern des Simon betteln mußten.

Dein bestes Erbteil ist,
Wenn du recht gut erzogen bist;
Denn Geld und Gut kann bald ein Raub des Unglücks sein:
Nur was du kannst und weißt, gehöret allzeit dein.

29. Der sparsame Bauer.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen herum, um Brandsteuer zu sammeln.

Da kamen sie zu einem großen Bauernhofe. Der Bauer stand eben vor der Thüre und verwies es einem Knechte ernstlich, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen habe und die Sachen nicht besser verwahre.



Da sie dieses von weitem hörten, sagte einer zum andern: „O weh' der Mann ist geizig; da wird's nicht viel geben!" Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauer ganz liebreich empfangen und in das Haus geführt. Sie erzählten ihm ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen zu essen auffsetzen, gab ihnen ein schönes Stück Geld, und versprach zwei Scheffel Samenkorn in das verunglückte Dorf zu schicken.

Die Männer verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit und gestanden während des Essens freimütig, daß sie ihn anfangs für karg und geizig gehalten, weil er dem Knechte wegen einer solchen Kleinigkeit einen so harten Verweis gegeben hätte.

„Liebe Freunde!" antwortete der Bauer, „eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir nebst dem, was ich für mein Haus und für meine Kinder brauche, noch so viel übrig, daß ich auch Notleidenden helfen kann. Ein anderes ist geizig, ein anderes ist sparsam sein."

Wer geizig ist, der denkt beim Geld an sich allein;
Wer auch an and're denkt, der wird nur sparsam sein.

30. Kluge und christliche Wohlthätigkeit.

Ich kenne einen reichen Mann, der von vielen für geizig gehalten wird, weil er in seinen Ausgaben sehr sparsam, in seiner Kleidung ganz gemein, und gegen herumlaufende junge starke Bettler nicht freigebig ist. Aber dieser Mann gibt jährlich dem Pfarrer seines Ortes über sechzig Mark, damit er sie unter die wahren Armen austeilen möchte. Einst, als eben die Rede vom Almosengeben war, sagte er: „Ich will gern von dem, was ich mit Mühe und Fleiß erspare, den Notleidenden mitteilen; aber ich möchte es gerne im Stillen und mit Klugheit thun: der Pfarrer schweigt dazu und er kann es besser wissen als ich, wer des Almosens bedürftig ist."

Thu' Gutes auch mit gutem Willen,
Thu' es mit Klugheit und im stillen.

31. Die Armenbüchse.

Christine, eine bemittelte Witwe, war gegen die Armen sehr freigebig. Sie ermahnte oft ihre Kinder, daß sie bei ihren Ausgaben doch auch der Notleidenden gedenken möchten. Wenn sie Geld auf Ergötzlichkeiten oder auf den Putz verwendeten, sagte sie zu ihnen: „Ihr denket nur immer an euer Vergnügen, oder an schöne Kleider; aber ihr denket nicht daran, daß viele Menschen die äußerste Not leiden und nicht einmal so viel haben, daß sie sich genug bedecken können.“ Doch die leichtsinnigen Kinder kehrten sich wenig an die Worte der Mutter.

Am Neujahrstage kam ein armer Knabe ins Haus und bat um ein Almosen. Er hatte außer diesen elenden Lumpen nichts am Leibe und zitterte vor Kälte. Die Kinder waren alle in der Stube beisammen. „O!“ sagte die Mutter zu ihnen, „ihr wisset nicht, wie wehe der Hunger thut und wie es einen friert, wenn man nichts in und an dem Leibe hat!“ „Stelle dich zum Ofen,“ sprach sie zu dem armen Kinde, „bis ich dir etwas zu essen bringe.“ Sie ging fort.

Die Kinder fragten indessen den Knaben um Verschiedenes. Da sie ihn genauer betrachteten und von ihm hörten, daß er schon seit zwei Tagen keinen warmen Bissen genossen habe, und daß er, seitdem sein Vater gestorben, nicht mehr in die Schule gehen könne, da er doch so gern etwas nützliches lernen möchte, wurden sie zum Mitleid bewegt. Sie baten

die Mutter, da sie mit einer Suppe zurückkam, daß sie ihm auch einige Stücke von ihren Kleidern schenken dürften. Die Mutter willigte gern ein. Nun liefen alle fort und keines kam leer zurück. Sie brachten so viel zusammen, daß das arme Kind vom Fuß bis zum Kopf konnte gekleidet werden: sie legten ihm selbst die Kleider an. Der arme Kleine küßte der Mutter und allen Kindern die Hand, sah noch im Fortgehen öfter zurück und sagte, so lange man ihn sehen und hören konnte: „Gott vergelt es! Gott vergelt es!" — Von dieser Zeit an dachten die Kinder ganz anders. Sie wurden für sich sparsamer, damit sie nun desto leichter einem Notleidenden helfen konnten. Sie baten nun die Mutter selbst öfters, daß sie einem Armen Brot, Geld oder ein Stück Kleidung schenken dürften. Die Mutter zeigte daran ein großes Wohlgefallen. Sie kaufte dann eine blecherne Büchse, die Armenbüchse hieß, und stellte es den Kindern frei, wie viel sie von Zeit zu Zeit von ihrem Gelde dareinlegen wollten. Aber wenn eines etwas auf Ergötzlichkeiten, auf ein schönes Kleid oder auf eine andere unnötige Ausgabe verwenden wollte, dann mußte es zugleich etwas in die Armenbüchse geben. Diese wurde alle Vierteljahre eröffnet und das Geld unter arme Kinder verteilt. Wie schön war dieses vor Gott und den Menschen!

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
D'rum hilf auch deinen Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.

32. Die ungleichen Brüder.

Martin war fleißig und arbeitsam: er mußte immer etwas zu thun haben und mit etwas Nützlichem beschäftiget sein. Er griff alles frisch an und ließ nicht nach, bis es ganz und recht geschehen war. Er war dabei munter und fröhlich; und wenn er nach geschehener Arbeit ausruhte, so konnte er von Herzen lustig und aufgeräumt sein. Auch war er bei allen Menschen beliebt.

Dagegen war Lorenz, sein Bruder, ein fauler Knabe. Weil er an der Arbeit keine Freude hatte, so that er bald dies, bald etwas anderes. Alles nur halb, nichts mit anhaltendem Fleiße. Oft war er ganze Stunden lang müßig. Wie er bei der Arbeit war, so war er auch bei den Ergötzlichkeiten, ja sogar beim Essen, träg und faul. Er ging oft herum, wie der Schatten an der Wand.

Die Eltern starben und hinterließen den Kindern ein schönes Erbteil. Martin vermehrte durch Fleiß und Arbeitsamkeit von Jahr zu Jahr sein Vermögen. Lorenz, der faule Lorenz, wurde von Tag zu Tag ärmer, bis endlich sein Geld ganz ausging. Nun fing erst sein Elend recht an. Weil er an keine Arbeit gewohnt war, konnte er sich auch nichts verdienen. Er lag nun seinem Bruder auf dem Halse. Dieser gab ihm zwar bisweilen, aber ganz sparsam: und er gab ihm oft zu verstehen, daß er sich selbst Not und Elend zugezogen habe.

Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brod;
Müssiggang nur Schand' und Not.

33. Recht elende Kinder.

Ein reicher Mann hatte sieben Kinder, die recht zu bedauern waren. Denn fast alle waren kränklich, oder doch bleich und mager, und keines wollte wachsen. Wenn sie in die Schule kamen, wollte kein anderes Kind bei ihnen sitzen, weil sie einen unangenehmen Geruch von sich gaben und sich beständig juckten. Man sah sie auch nie recht fröhlich und munter. Sie mußten auf Verordnung des Arztes bald dieses, bald das brauchen und einnehmen. Ihr Vater ging seinem Gewerbe nach und überließ alle Sorgen den zwei Dienstmägden, die aber noch sehr jung waren, anderen Dingen nachgingen, und gleichwohl Kinder — Kinder sein ließen. Die Mutter war fast beständig selbst krank. Nun geschah es, daß eines von den größeren Kindern zum Sterben krank wurde. Man ließ den Pfarrer berufen. Er war noch nicht lange an diesem Orte, und kam jetzt das erstemal in ihr Haus. Er sah bald genug, wie es da zuging. Die Eltern klagten ihm wehmütig, daß sie mit ihren Kindern so unglücklich wären. „Liebe Leute!" sagte der Pfarrer, mich wundert es nicht, daß euere Kinder so elend sind. Es kann ja nicht anders sein, da es in euerem Hause (nehmt es mir nicht übel) so unsauber zugeht, und euere Kinder ganz verwahrlost und voll Schmutzes sind. Die Wäsche fault ihnen ja an dem Leibe; sie sind weder gekämmt, noch gewaschen: man sehe nur ihre Hände und Kleider an!" Die Eltern entschuldigten sich: der Vater, daß er unter Tags selten zu Hause wäre und seinen Geschäften nachgehen müßte;

die Mutter, da sie selbst die meiste Zeit bettlägerig wäre; sie hätten deswegen ihre Dienstmägde, daß sie die Kinder pflegen und warten sollten. „Dienstboten," versetzte der Pfarrer, „haben selten so viel Verstand, oder so viel Liebe zu den Kindern, daß man sich auf sie verlassen könnte. Die Kinder sollten selbst frühzeitig zur Reinlichkeit angehalten werden: denn auch die Eltern können nicht beständig nachsehen." Er gab dann den Kindern einen schönen Unterricht, wie sie sich in allen Stücken sauber und reinlich halten sollten, und schickte ihnen hernach ein Büchlein ins Haus, in welchem dieses alles umständlich angezeigt war. Die Kinder sahen bald besser aus: sie wurden in kurzer Zeit ganz frisch und munter, und brauchten künftig weder Arzt noch Arzneimittel mehr.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Kinder, Mann und Weib.

34. Das eitle Mägdlein.

Theresia hatte ihre einzige Freude an schönen Kleidern. Sobald sie Geld in die Hand bekam, lief sie damit um Spitz' und Borden; und wenn sie ein schönes Kleid sah, wollte sie es auch haben. Bald wurde sie von ihrer Mutter beim Spiegel, bald vor einem Kramladen angetroffen; ihr immerwährendes Thun war Putzen und Zieren. Die Eltern machten ihr allerlei Vorstellungen, daß es nicht auf den äußerlichen Putz, sondern auf Tugend und Sittsamkeit ankomme; daß ein schönes Kleid den Menschen weder

besser mache, noch seine Fehler bedecke; daß Gott und vernünftige Menschen nicht auf das Kleid, sondern auf gute Sitten sehen. Aber es half wenig; das eitle Ding war schon zu sehr in sich selbst und ihre Kleider vernarrt, und dünkte sich dabei ich weiß nicht was, zu sein.

Nun geschah es, daß der Herr Pfarrer acht Knaben, die sich am besten aufführten, zu sich in den Garten einladen ließ. Er setzte ihnen die schönsten Früchte auf, und teilte ihnen nach Verdienst Geschenke aus. Dies war nun die größte Freude für die Knaben und für die Eltern, sie machten sich auch die größte Ehre daraus. Nach acht Tagen ließ der Herr Pfarrer auf einen Sonntag auch acht Mägdlein, die es verdienten, zu sich laden. Theresia war nicht unter dieser Zahl, ja ihrer ward nicht einmal gedacht. Dies verdroß sie nicht wenig. Ihre Eltern nahmen dabei Gelegenheit, ihre Ermahnungen zu wiederholen. „Siehst du," sagte ihre Mutter, „auf was vernünftige Leute sehen! Da kannst du nun am Sonntage zu Hause bleiben, vor den Spiegel hinstehen und an deinen Kleidern putzen, indes andere Mägdlein die Ehre und das Vergnügen haben, bei dem Herrn Pfarrer im Garten zu sein."

Am Samstag vorher kam ein armes Kind, mit Namen Maria, zu Theresia, und bat sie, sie möchte ihr doch ein anderes Kleidungsstück leihen, weil sie morgen zu Herrn Pfarrer eingeladen wäre. Theresia schlug es ihr anfangs rund ab, und glaubte sogar, Maria spotte nur über sie, daß sie nicht auch

eingeladen sei. Doch, dachte sie wieder, da wird man wenigstens meine Kleider sehen und beloben. Sie gab also der Maria ihre schönste Haube und ihr neues Röcklein, und sagte: „Gib mir fein acht darauf, und sag' es, daß sie von mir sind!" — Maria erschien zur bestimmten Stunde in dieser fremden Kleidung vor dem Herrn Pfarrer. Dieser fragte sogleich: „Wo hast du diese Haube und dieses Röcklein her, Maria?" Sie antwortete: „Ich habe sie von des Nachbars Theresia entlehnt!" — „Kind!" sprach der Pfarrer, „ich sehe nicht auf schöne Kleider, sondern auf gute Sitten. Das Kleid macht euch nicht schlechter und nicht besser; wenn ihr nur reinlich und anständig gekleidet seid! Geh' also hin, stelle das fremde Kleid zurück, und erscheine in deiner sittsamen Kleidung, die mir weit mehr gefällt als Spitzen und Seide." Maria ging, stellte der Theresia Haube und Röcklein zurück und erzählte ihr alles, was ihr begegnet und was der Herr Pfarrer gesagt hatte. Theresia war nun ganz beschämt; sie weinte vor Ärger und Verdruß und verwünschte von Stund an alle Pracht und Eitelkeit.

Als der Herr Pfarrer ein Jahr darauf wieder die sittsamsten und tugendhaftesten Mägdlein in den Garten geladen hat, war Theresia auch dabei.

Sei tugendhaft! das bringt dir Ehr',
Dies macht dir wahre Freude.
Sei sittsam: dieses ziert dich mehr,
Als Spitzen, Gold und Seide.

35. Der verständige Stiefvater.

In einem gewissen Dorfe lebte eine Witwe mit vier Kindern, wovon das jüngste schon über sechs Jahre alt war. Doch waren die Kinder noch alle so furchtsam, daß keines, wenn es finster war, sich getraute, allein aus der Stube zu gehen. Die Mutter selbst war ganz furchtsam, und noch dazu war eine alte Dienstmagd im Hause, die den Kindern allerlei Geschichten von Gespenstern, Erscheinungen und dergleichen dummes Zeug erzählte. Auch kam alle Jahre fleißig am heiligen Niklas-Abende der sogenannte Klaubauf. Es war also kein Wunder, daß die Kinder so furchtsam geworden sind. Ja, eines davon, ein Mägdlein von neun Jahren, hat aus Schrecken vor dem Klaubauf sogar die hinfallende Krankheit bekommen.

Nun kam ein Stiefvater ins Haus. Dieser bemerkte bald die Furchtsamkeit der Kinder, und woher sie käme. Weil er ein verständiger Mann war, so befahl er vor allem der Magd, bei Verlust ihres Dienstes, daß sie kein Wort mehr von Gespenstern und Geistern sagen sollte. „Glaubet das nicht," sprach er zu den Kindern, „was ihr von den Gespenstern und Geistern gehört habt; ich habe, so lange ich lebe, kein Gespenst gesehen, und fürchte auch keines. Was man für ein Gespenst hält, ist oft nichts anderes, als eine Katze, oder eine Maus, oder ein böser Mensch, der im Finstern stehlen will. Der Klaubauf ist nichts anderes, als ein Knecht oder ein armer Mensch, der um etliche Kreuzer die Kinder erschrecken muß.

Bei mir soll sich kein solcher Klaubauf unterstehen, ins Haus zu kommen.

Die Kinder waren nun schon getröstet. Der Vater führte sie dann selbst öfters im Finstern herum; nur mußten sie die Hände vorwärts halten, daß sie sich nicht an Kopf und Nase stießen. Besonders führte er die Kinder allemal dahin, wo ein Geräusch gehört wurde. Da zeigte es sich nun wirklich, daß ein Hund oder eine Katze da gewesen, oder daß etwas um- oder herabgefallen war, und dadurch ein Getöse gemacht hatte. Einmal wollten die Kinder durchaus nicht mitgehen, weil sie etwas gar zu laut auf- und abtraben hörten. Doch sie mußten gehen. Nun was war's? Der Ziegenbock war nachts aus dem Stalle gekommen und spazierte im Haus herum. Dies war der Geist. Die Kinder lachten selbst einander aus. Sie wagten es bald, allein im Finstern herumzugehen, und wurden endlich so herzhaft, daß sie bei Nacht, wie bei Tage, ungescheut alle Winkel des Hauses durchgingen.

Du siehest ein Gespenst, weil du so so furchtsam bist,
Und fürchtest das, was nur in deinem Kopfe ist.

---

36. Ein Kind schreibt seinem Vater einen Brief.

Niklas ging bis in sein dreizehntes Jahr fleißig in die Schule. Da lernte er das Lesen, Schreiben, Rechnen und viele andere nützliche Sachen. Er wurde dann von seinen Eltern auf drei Jahre in einen fremden Ort geschickt, daß er das Schreinerhandwerk lernen sollte.

Niklas war nicht lange an diesem Orte, als er nicht mehr bleiben wollte. Sein Meister hatte zwei schon erwachsene Söhne, die unseren guten Lehrjungen nicht nur sehr hart hielten, sondern auch sogar öfters zum Bösen reizten. Er klagte es ihrem Vater: dieser wollte nicht helfen; — ihrer Mutter: diese noch weniger. „Ei," hieß es, „man wird dich wohl auf auf den Händen herumtragen! Unseren Kindern kann niemand etwas Unrechtes nachsagen; du hast das Heimweh, aber da wird nichts daraus; bevor die Lehrzeit aus ist, kommst du mir nicht aus unserem Hause!" — Was wollte nun der arme Niklas thun? Davonlaufen? Dies schien ihm nicht schön zu sein? auch hatte er keinen Pfennig Geld, und der Ort war neun Stunden von seiner Heimat entlegen. Aber er wußte sich schon zu helfen: er schrieb seinen Eltern einen Brief, erzählte ihnen alles so nachdrücklich und umständlich, daß schon nach fünf Tagen sein Vater erschien und ihn mit sich nach Hause nahm, bis er einen besseren Ort für ihn ausfinden konnte.

Wie gut ist's, wenn man schreiben kann. Durch einen Brief kann man auch mit denjenigen reden, die weit von uns entfernt sind, und anderen alles sagen, was man zu sagen hat und oft nicht jedem Menschen sagen will.

Wer nicht lesen und nicht schreiben kann,
Der ist nur ein halber Mann.

37. Das Gute wird oft schon in diesem Leben belohnt.

In einem gewissen Garten nahm man die Äpfel von den Bäumen. Da liefen nun die Kinder von der ganzen Nachbarschaft herbei. Einige baten mit großem Geschrei und Ungestüm: „Mir auch, mir auch einen Apfel!" Einige gingen näher hinzu und zwackten, wie sie konnten. Einige zankten und rauften sogar: denn der Gärtner warf mit Fleiß einige Äpfel unter die Kinder, und da gab es unter ihnen Zänkereien, ja sogar Schläge ab. Der Herr des Gartens sah vom Fenster herab zu. Er erblickte ein kleines Mägdlein mit einem Körblein an dem Arm; es stand in der Ferne und wollte sich nicht unter die ungezogenen Kinder mengen. Das sittsame Kind gefiel dem Herrn; er sah ihm lange zu. Endlich als man mit der Arbeit fertig war, liefen alle Kinder auseinander. Auch unser Mägdlein wollte gehen, aber da rief der Herr, den es nicht beachtet hatte, vom Fenster herab: „Bleib da, warte!" Das Kind blieb stehen und wußte nicht, wer gerufen hatte. Der Herr kam herab und fragte es: „Wem gehörst du zu?" Das Mägdlein antwortete: „Mein Vater ist ein Taglöhner; er hat auch schon einmal in diesem Garten gearbeitet, aber jetzt ist er krank. Der Mann, der ihn wieder gesund machen will, hat gesagt, er soll öfters ein gekochtes Obst essen; wir haben kein Obst, und haben wir ein wenig Geld, so schickt die Mutter gleich allemal um Brot." Da nahm ihr der

Herr das Körblein vom Arm, öffnete dasselbe und es war kein Laub und kein Stängel darin. „Hast du also nichts in deinem Körblein? sagte er zu dem Kinde.“ Dieses antwortete: „Der Vater hat gesagt, ich soll bitten; aber ich habe nicht zukommen und bitten können.“ Der Herr füllte das Körblein mit den schönsten Äpfeln voll an und gab es dem Kinde mit den Worten: „Du bist ein gutes Kind: wenn du so bleibst, so wirst du auch immer gute Leute finden. Da hast du Äpfel für deinen kranken Vater, und wenn ihr keine mehr habt, so komm nur wieder zu mir!“ Das Kind dankte schönstens, küßte ihm die Hand, und eilte voll Freuden zu dem Vater nach Hause, erzählte ihm alles und wiederholte öfters die Worte: „Der Herr hat gesagt: Wenn wir keine Äpfel mehr haben, so soll ich nur wieder zu ihm kommen.“ Dieser Herr hat dem Mägdlein auch nachher noch viel Gutes gethan.

Tugend hat so großen Wert,
Daß sie jeder Mensch verehrt.

38. Man soll aber nicht Gutes thun, um nur gelobt oder belohnt zu werden.

Katharina kam nach der Schule nach Hause und weinte. „Kind!“ fragte der Vater beim ersten Anblicke, „was ist dir Leids widerfahren? Warum

weinst du?" „Der Pfarrer," sagte Katharina schluchzend, — „der Pfarrer ist heute in der Schule gewesen!" „Nun dies," versetzte der Vater, „sollte dich ja freuen!" „Ja," antwortete das Kind: „er hat andere Kinder ausgefragt und ihnen Geschenke gegeben; mich hat er nicht gefragt; was andere gewußt haben, hätte ich wohl auch gewußt, und vielleicht noch besser als sie. Zuletzt hat er auch einige genannt, mit denen er zufrieden sei, daß sie in der Kirche so still und eingezogen wären. Ich meine, ich führe mich auch in der Kirche auf, wie's recht ist; aber von mir hat er kein Wort gesagt." „Und deswegen weinst du?" sagte der Vater, „fällt es dir so schwer, daß du kein Geschenk, kein Lob erhalten hast: Bist du nur deswegen fleißig und in der Kirche still und sittsam, daß du dafür belohnt und gelobt werdest? So wirst du in deinem Leben noch oft mißvergnügt und traurig sein. Das Gute wird nicht allemal sogleich belohnt, und der Tugendhafte wird oft zurückgesetzt, oder gar vergessen; deswegen aber soll man doch seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Ich habe dir dieses schon oft gesagt. Aber wie ich sehe, so hast du es dir noch nicht recht zu Herzen genommen."

Katharina, ob sie schon über 12 Jahre alt war, wußte wirklich noch nicht, was Pflicht und Tugend sei. Der Vater mußte sie aufs neue unterrichten.

Nur der ist tugendhaft und gut,
Der stets, was seine Pflicht ist, thut.
Siehst du auf Vorteil mehr, als auf Gesetz und Pflicht,
So liebst du nur dich selbst, du liebst die Tugend nicht.

39. Das gute Kind.

Joseph war ein gutes Kind und befliß sich immer mehr, etwas Gutes zu lernen und besser zu werden. Einst fragte er in der Schule seinen Lehrer: „Was muß ich thun, daß ich ein frommes, tugendhaftes Kind werde?" Der Lehrer antwortete: „Ich will dir, liebes Kind! etwas erzählen; merke fleißig auf. Auch ihr," sagte er zu den übrigen Kindern, „merkt alle auf: ich will euch etwas Schönes erzählen." Und die Kinder spannten Augen und Ohren. Nun fing der Lehrer an: „Es war ein Vater, der hatte vier Kinder. Er war etwas streng mit seinen Kindern, oder vielmehr, er meinte es recht gut mit ihnen; deswegen mußten sie auch in allem seinen Willen thun. Aber es war ein großer Unterschied zwischen den vier Kindern. Das jüngste davon, das doch schon acht Jahre alt war, begehrte von dem Vater bald dies, bald das, und wenn es etwas brauchte, so folgte es dem Vater fleißig, um sich bei ihm einzuschmeicheln; es gehorsamte also nur, um etwas zu erhalten. — Der älteste Sohn war schon etwas kecker, der Vater mußte oft schärfer gegen ihn verfahren. Dann ging es freilich; denn er fürchtete sich vor dem Vater oder vielmehr vor der Strafe; nur deswegen gehorchte er. — Seine Schwester war auch nicht viel besser. Denn oft brummte sie in der Stille, wenn ihr der Vater etwas befahl; und nur dann that sie es ohne Widerwillen, wenn das, was sie thun sollte, ohnehin etwas Leichtes oder etwas Angenehmes war.

Alle diese drei Kinder folgten endlich nur auf den Schein, und so lange der Vater zusah. Wenn er weg war, thaten sie oft nur, was sie wollten. Aber Johannes, ihr dritter Bruder, war ein ganz anderes Kind. Er that alles willig, was er dem Vater an den Augen ansah, wenn es ihm auch schon schwer ankam. Er that es nicht, um dafür gelobt oder belohnt zu werden; er gab nicht acht, ob der Vater zugegen war oder nicht. Ihm war dies allein genug: der Vater will es! und er that's; der Vater hat es verboten! und er that's nicht. — Jetzt fragte der Lehrer die Kinder: „Nun, Kinder! saget mir, was haltet ihr von diesen vier Geschwistern? Waren sie alle gute, gehorsame Kinder?" „Nein," riefen sie alle; „nur das letzte," sagten einige, „Johannes war ein gutes, braves Kind!" Nun stand der Lehrer auf und sagte: „Sehet, Kinder! Gott ist unser Vater; wir sollen seinen Willen thun, was recht ist, und was unrecht ist meiden. Dies thun freilich manche Menschen, aber nicht alle sind deswegen gut und tugendhaft, einige thun nur Gutes, damit es ihnen wohl ergehe, oder daß sie dafür belohnt werden: sie thun es also nur zu ihrem eignen Vorteil, aus E i g e n n u t z. Einige enthalten sich vom Bösen; aber nur aus Furcht vor Gott, oder vielmehr vor der Strafe, und also nur aus Z w a n g. Wieder einige erfüllen den Willen Gottes nur in solchen Stücken, die sie ohnehin gern thun, oder die sie leicht ankommen; und dies ist auch nichts Großes. Nur d e r j e n i g e i s t e i n w a h r h a f t g u t e r u n d t u g e n d h a f t e r M e n s c h, d e r a l l e z e i t, a u c h w e n n e s

ihm schwer ankommt, bereit ist, das zu thun, was Gott will, und weil es Gott so will. Und Gott kann nichts anderes wollen, als was recht und gut ist. Merket euch dies, liebe Kinder! — Die Kinder sahen einander an und schwiegen. Endlich baten sie den Lehrer, er möchte noch etwas erzählen. Aber Joseph, das gute Kind, bat ihn, er möchte lieber das nämliche noch einmal sagen, weil er sich nicht alles hätte merken können.

Gottes Wille ist mein Ziel,
Weil Gott nur das Gute will.

---

40. Drei schöne Fragen.

Georg kam voll Freuden nach Hause und zeigte seinem Vater ein schönes Büchlein, das er in der christlichen Lehre zum Geschenk erhalten hatte. „Es freuet mich,“ sagte der Vater, „wenn du gut geantwortet hast. Um was hat dich denn der Herr Pfarrer gefragt?“ „Der Herr Pfarrer,“ sagte Georg, „hatte neulich diese drei Fragen erklärt: was Gott lieben und was Gott fürchten heißt, und wie man wissen könne, was recht oder unrecht ist. — Heute hat er uns, besonders mich, sehr lang darüber ausgefragt; zuletzt nahm er mich bei der Hand und sagte, ich hätte recht geantwortet und sollte es nur nie vergessen,

was Gott lieben und fürchten heiße. Und dann schenkte er mir — sieh, Vater, dieses Büchlein." „Gut," sagte der Vater, „ich möchte aber wissen, wie du geantwortet hast." „So," sagte Georg, „habe ich geantwortet: Gott lieben heißt: mit Freude thun, was Gott wohlgefällig, gut und recht ist; denn das ist Gottes Wille. Gott fürchten heißt: sich fürchten oder sich in acht nehmen, daß man nichts thue, was Gott verboten hat, oder was unrecht ist, weil es ihn beleidigen würde. Darauf fragte mich der Herr Pfarrer: Was ist aber recht und unrecht? Wie kann das ein Kind wissen? Ich antwortete: Dies sagen uns die Eltern; wir hören es in der Schule und in der Christenlehre. Auch sagt es uns das Gewissen. Der Herr Pfarrer sagte sodann auch etwas von der Vernunft; aber dies habe ich nicht recht verstanden." „Vielleicht," sprach der Vater, „sagte er, daß wenn man zur Vernunft kommt, man auch besser einsehen lernt, was recht und unrecht ist; denn zur Vernunft kommen heißt nicht anderes, als zwischen dem Guten und Bösen richtig unterscheiden können."

Der Vater unterhielt sich noch lange mit seinem Kinde, besonders darüber, daß man Gott nicht so wie einen Menschen lieben könne, und sich vor Gott nicht so, wie vor einem strengen, zornigen Herrn fürchten solle.

Die Gutes thun und Böses flieh'n,
Die lieben Gott und fürchten ihn.

41. Was recht oder unrecht ist.

Georg hatte noch zwei Brüder, Benedikt und Franz, und zwei Schwestern, Katharina und Elisabeth. Ihr Vater wünschte nichts mehr, als sie alle zu recht guten und tugendhaften Menschen zu erziehen. Darum sagte er ihnen oft: „Kinder! dies müßt ihr nicht thun, denn dies ist unrecht.“

Aber der gute Vater sah wohl voraus, daß er seine Kinder nicht immer um sich haben und ihnen nicht bei jeder Gelegenheit sagen könne, was recht oder unrecht ist. Daher gab er ihnen öfters folgende Ermahnungen: „Kinder!“ sagte er, „ihr müsset auch selbst euere Vernunft brauchen und selbst immer besser einsehen lernen, was recht oder unrecht ist. Haltet euch nur an diese goldene Lehre: Was ihr nicht wollet, daß euch andere thun, das thut auch ihnen nicht: denn das ist unrecht. Was ihr aber wünschet, daß euch andere thun sollen, das thut ihnen auch: denn das ist recht. So sollten alle Menschen handeln, das ist der Wunsch aller vernünftigen Menschen: das ist allgemeines Gesetz.“ Um ihnen dieses verständlicher zu machen, erzählte er ihnen oft verschiedene Handlungen der Menschen, und ließ auch die Kinder selbst öfters erzählen, was sie bei anderen gesehen oder von ihnen gehört hatten. Dann fragte er sie um ihre Meinung, ob dieses oder jenes recht oder unrecht gewesen sei. —

Einst am Abende, da alle Kinder beisammen waren, führte er mit ihnen folgendes Gespräch:

„Ich habe,“ sagte er, „unserem Knechte Lorenz, wenn er mir treu diene, 20 Gulden Jahrlohn versprochen. Nun ist sein Jahr aus; er war treu und fleißig. Thät' ich recht, wenn ich ihm weniger gäbe?“ „Nein,“ sagte Franz, „man muß jedem geben, was ihm gebührt; und halten,“ sagte Elisabeth, „was man versprochen hat.“ „Ich könnte ja sagen,“ antwortete der Vater, „ich habe ihm nicht so viel versprochen.“ „Lügen,“ riefen alle Kinder, „lügen ist nicht recht!“

Benedikt erzählte: „Gestern sind dem Knechte unseres Nachbars ein Paar neue Schuhe und Hemden gestohlen worden. Wer das gethan hat,“ setzte er selbst hinzu, „hat großes Unrecht gethan.“

„Ja,“ sagte der Vater, „der hat großes Unrecht gethan: denn er hat sich an dem Eigentum eines andern vergriffen, und das soll kein Mensch thun. Wisset ihr mir, fuhr der Vater fort, nichts mehr zu erzählen?“

Elisabeth fing an: „Ich habe am Sonntage mein Gebetbüchlein in der Kirche liegen lassen; der Knabe, der eine blinde Mutter hat (der Vater kennt ihn schon), und es mir wieder zurückgestellt.“ „Ja,“ versetzte der Vater, „ich kenne ihn: ich habe oft gesehen, wie sorgfältig er seine blinde Mutter in die Kirche führt. Gefällt euch seine Redlichkeit und seine Liebe gegen die Eltern?“ „Ja, ja,“ antworteten alle Kinder.

Das Gespräch dauerte noch länger. Georg redete wenig; Katharina hingegen, die ältere Tochter, wußte am besten zwischen dem, was recht oder unrecht ist, zu unterscheiden: denn sie merkte allemal in der Christenlehre sehr fleißig auf und der Herr Pfarrer hatte erst unlängst die zehn Gebote erklärt und gesagt: ein jeder vernünftige Mensch könne diese Gebote wissen und müsse sie halten, weil sie nichts anderes gebieten, als was alle Menschen wünschen, daß es geschehen sollte. Er sagte, sie seien in unser Herz geschrieben, weil uns schon unsere eigene Vernunft und unser Gewissen sagt: Du sollst Gott und deine Eltern lieben und ehren; du sollst nicht töten, du sollst nichts wider die Ehrbarkeit thun; nicht stehlen; nicht lügen, oder falsches Zeugnis geben; nicht nach fremden Gute trachten." Das muß wohl eine recht nützliche Christenlehre gewesen sein.

Um das, was recht und unrecht ist, zu wissen,
Gebrauche die Vernunft und frage dein Gewissen.

---

42. Der Mensch soll Gott ähnlich werden.

Bernhard, ein christlicher Vater, fragte seine Kinder alle Sonntage, was sie aus der Predigt gemerkt hätten. Ja, er führte öfters darüber nützliche Gespräche, und sagte den Kindern, wie dieses oder jenes zu verstehen und anzuwenden sei.

Einst, als alle Kinder beisammen waren, fragte er sie, von dem jüngsten an, aber diese wußten ihm nicht vieles zu erzählen. Nur eines antwortete: „Der Herr hat gesagt: Der Mensch kann alles, was er nur will.“ „Da hast du wohl unrecht verstanden,“ versetzte die Mutter, die nicht in der Predigt gewesen war. „Nicht ganz unrecht,“ antwortete Maria, die älteste Tochter, die allemal fleißig auf das Wort Gottes merkte und das meiste behalten konnte. „Die heutige Predigt,“ fuhr sie fort, war eine der schönsten, die ich je gehört habe.“ — „Und eine der nützlichsten,“ sagte der Vater. „Wiederhole uns, Maria! die Hauptsache. Merket auf, Kinder!“ Sie fing an:

„Der Mensch, sagte der Prediger, ist nach Gottes Ebenbild erschaffen, er kann, er soll Gott ähnlich werden. Im ersten Teile sagte er, Gott ist allmächtig, er kann alles, was er will; aber er will nur, was gut und recht ist. Auch der Mensch kann alles, was er soll und zugleich ernstlich will. Jeder kann das thun, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist, denn wenn es unmöglich wäre, so wäre es keine Pflicht und Schuldigkeit mehr. Auch kann ein jeder seinen Fehler bessern, wenn er nur ernstlich will. Wenn also einige sagen: „Ich kann nicht thun, was Gott von mir fordert“; oder: „Ich kann mich in diesem Stücke nicht bessern,“ so heißt es soviel als: „Ich will nicht.“ Er führte dann verschiedene Beispiele an, wie weit es einige Menschen durch ernstlichen Fleiß mit Gottes Beistand im Guten gebracht; wie sich einige nach und nach ganz gebessert haben, obwohl es ihnen anfangs unmöglich schien.

Im zweiten Teile sagte er: daß Gott unendlich gut und heilig ist. Alles, was er will und thut, ist gut und recht, man heißt auch deswegen Gott das höchste oder vollkommenste Gut. Der Mensch soll darin Gott ähnlich werden, daß er nur das wolle und thue, was recht ist. Und dieser gute Wille, sagte er, dieses ernstliche Bestreben nach dem Guten, macht das höchste Gut, den wahren Wert des Menschen aus. Alles Übrige, was man sonst gut heißt, geht nur auf zeitlichen Nutzen, auf eine kurze Lust, oder auf eitlen Schein hinaus, ist nur zufälligerweise oder nur in der Einbildung der Menschen gut. Ja, da hielt er sich lange auf, ich kann nicht mehr alles sagen, ich weiß aber schon, wie er's gemeint hat." „Gut mein Kind!" sagte der Vater, „wenn du ihn recht verstanden hast. Merke dir besonders das letzte, merket es euch alle, meine Kinder! Ein aufrichtiger, ernstlicher guter Wille ist das einzige, das größte Gut, die höchste Ehre des Menschen."

Wenn ich wollte, was ich sollte;
Könnt' ich alles, was ich wollte.

---

43. Der kranke Vater.

Stephan, ein reicher Bauersmann, brachte sein mühevolles Leben auf achtzig Jahre. Da nahmen aber seine Kräfte zusehends ab und er mußte fast beständig das Bett hüten.

Einst an einem Sonntage auf den Abend, da er wohl einsah, daß sein Ende nahe sei, ließ er alle seine Kinder — fünf waren noch bei Leben — zu sich vor das Bett rufen. Die Kinder kamen und weinten laut, da sie ihren lieben Vater verlieren sollten. Der Herr, dem das Dorf zugehörte, ging eben bei dem Hause vorbei; er hörte weinen und ging hinein, um zu sehen, was es bedeuten soll. Auch von den Nachbarsleuten liefen viele herbei, den frommen Greis sterben zu sehen.

Stephan sah alle Gegenwärtigen ruhig und heiter an. Dann heftete er seine Augen auf seine bestürzten Kinder. Er richtete sich im Bette, so gut er konnte, auf und sagte zu ihnen: „Kinder, weinet nicht, ich sterbe gern. Der Abend meines Lebens ist nun angebrochen, getrost gehe ich jetzt zu meinem Gott hin. Ich habe mich immer beflissen, rechtschaffen zu handeln und meine Pflicht zu thun. Ich habe in meinem Leben wenig gute Tage gehabt, ich habe vieles, ach! vieles ausstehen müssen. Doch war das immer mein Trost, der Mensch soll nur thun, was recht ist, Gott wird schon alles recht machen. Auf dieser Welt geht es den guten Menschen nicht allemal am besten, ja gerade die besten Menschen müssen oft das meiste leiden. Aber dort in jener Welt wird es ihnen dafür desto besser gehen. Denn es ist ein Gott, ein allwissender, ein gerechter Belohner alles Guten. Ich gehe nun hin, um von ihm auch meinen Lohn zu empfangen. Meine Kinder! seid fromm; lebet so, daß ihr euch auf das künftige bessere Leben

freuen könnt. Da sank er ins Bettt zurück. — „Kinder, weinet nicht!“ sagte er noch einmal mit gebrochener Stimme, „ich sterbe gern, in der sichern Hoffnung“ — da starb er.

Die Kinder weinten so laut, daß man ihn kaum verstehen konnte. Auch der Herr des Dorfes wurde sehr gerührt. „Ja wahrhaftig,“ sagte er, „wer so einen Menschen sterben sieht, der kann unmöglich an dem zweifeln, was uns der Glaube lehrt: Es ist ein Gott; die Seele des Menschen ist unsterblich; es gibt ein künftiges Leben, wo jedem vergolten wird, wie er es verdient hat.“

Währt doch nur alles kurze Zeit
Auf dieser Welt, und dann
Fängt für die nahe Ewigkeit
Der Feierabend an.

Den Frommen schrecket nicht der Tod;
Sein Tagewerk ist aus;
Es ruft ihn der gerechte Gott
Zu seinem Lohn nach Haus.

P. Ägidius Jais:

Schöne Geschichten

und

lehrreiche Erzählungen

zur

Sittenlehre

für Kinder.

Guten Eltern und lieben Kindern

aufs neue dargeboten

von

Hermann Rolfus.

Dies Büchlein, liebes Kind,
Soll dir ein Spiegel sein;
Du siehst dich selbst darin,
Schau nur recht oft hinein.

Zweites Bändchen.

17. verbesserte Auflage.

Mit Original-Textillustrationen.

Regensburg.

Alfred Coppenraths Verlag.

H. Pawelek.

1. Eine Parabel.

Ein guter Vater hatte viele Kinder. Weil er nichts so sehr wünschte, als daß sie alle recht tugendhafte und glückselige Menschen werden möchten, so sagte er ihnen, was sie wahrhaft gut und glücklich mache. Er befahl ihnen auch, das Gute zu thun, verbot ihnen aber das, was böse ist und sie zeitlich und ewig unglücklich machen würde. Vieles davon schrieb er ihnen selbst als allgemeine Lebensregeln auf, und gab jedem Kinde eine Abschrift davon, damit sie wüßten, was sie zu thun und zu meiden hätten.

Die Kinder lasen diese Regeln, und überlasen sie öfters; aber öfter entstand in ihnen eine Lust und Neigung zum Gegenteile und sie kehrten sich dann oft wenig an diese Regeln. Sie legten sich einige nach ihrer Willkür aus und suchten sich von den anderen durch verschiedene Vorwände zu entschuldigen. Oft, wenn ihnen ein Gebot zu hart schien oder wenn der Reiz zur Übertretung zu heftig war, sagten sie mürrisch: „Wir müssen so blindlings gehorchen!" oder sie dachten wohl gar nicht mehr an das Gesetz.

Dies that nun dem guten Vater sehr leid. Er war also auf ein Mittel bedacht, wie seine Kinder die vorgeschriebenen Lebensregeln genauer beobachten möchten.

Eines Tages rief er alle Kinder zusammen. Er versicherte ihnen, daß er es gewiß recht gut mit ihnen meine und alles weit besser, als sie, verstehe. Dann sah er alle bedeutend an und schwieg eine Weile. Endlich sagte er mit nachdrücklicher Stimme: „Kinder! hört es: Ich, euer Vater, ich habe diese Lebensregeln, die ihr in eueren Händen habet, als Gesetze, Gebote, oder Pflichten für euch aufgesetzt. Es ist mein ernstlicher Wille, daß ihr dieselben zu euerem besten genau befolget.“ Die Kinder sahen einander mit Beschämung und den Vater mit Ehrfurcht an. Dieser fuhr mit einem noch ernsthafteren Tone fort: „Weil ich aber weiß, wie leichtsinnig einige aus euch sind und wie schwer es euch manchesmal ankommen werde, meinen Willen zu thun, so sag ich euch: „Ich werde euch, wenn ihr eines meiner Gebote übertretet, nach Verschulden bestrafen, aber auch, wenn ihr alle genau beobachtet, reichlich dafür belohnen“.

Von dieser Zeit an ging es besser. Die Kinder befolgten jetzt die vorgeschriebenen Lebensregeln genauer. Sie hatten keine Ausrede mehr. „So will es der Vater!“ Dies war ihnen schon genug und sein Wille, dachten sie, muß auch geschehen, er meint es ja so gut mit uns, er will ja nur, was recht ist!“ Wenn ihnen ein Gebot oder Verbot zu hart fiel, so erinnerten sie sich an die angedrohte Strafe und noch öfter an die verheißene Belohnung. Der Vater hielt auch Wort. Er bestrafte jeden Ungehorsam und belohnte das Gute nach Verdienst. Und so ging es immer und immer besser.

* * *

Es kann zwar jeder Mensch wissen, was recht und unrecht ist. Dies ist gleichsam in sein Herz geschrieben. Schon durch Vernunft und Gewissen sagt uns Gott manches, was wir thun und was wir meiden sollen. Aber die böse Lust und der starke Hang zum Verbotenen, verblenden oft unseren Verstand und verkehren unser Herz. Wir halten gern das, was uns gelüstet, auch für erlaubt und das, was uns zu schwer ankommt, oft nicht mehr für Pflicht. Wir suchen durch allerlei Vorwände das Böse zu entschuldigen oder uns selbst zu bereden, daß wir zu diesem oder jenem nicht verbunden sind.

Wenn wir auch erkennen, was recht und gut und was unrecht und bös' ist, so ist doch unser Wille oder das Gefühl, welches uns antreibt, das Gute zu thun, und das Böse zu meiden, zu schwach, wir handeln oft wider Vernunft und Gewissen, besonders wenn uns das Gute schwer ankommt oder die Versuchung zum Bösen stark ist.

Wie wohlthätig ist da für uns, daß Gott, als ein liebevoller Vater aller Menschen, uns selbst belehrt hat, was wir nach seinem heiligen Willen zu unserem wahren Heile denken, thun und lassen sollen! Diese göttliche Belehrung im alten und neuen Bunde heißt die Offenbarung. Durch sie werden wir angeleitet, Gott würdig zu erkennen und zu verehren oder zur Religion. Dadurch will uns Gott vor Unwissenheit, Irrtum und Sünde bewahren. Wer daher Religion hat, das heißt, wer alles das glaubt, was Gott geoffenbart hat, weil er die ewige Wahrheit selbst ist; wer seine Pflichten als eben so viele Gebote Gottes betrachtet,

und bei allem, was er thun und meiden soll, auf Gottes heiligsten Willen sieht, der kann vernünftigerweise nichts mehr dagegen einwenden oder sich dawider sträuben. „So will es Gott! der höchste Gesetzgeber, der Heiligste!“ Dies giebt ihm Licht und Kraft. „Was Gott will,“ denkt er, „das muß auch recht und gut sein; und weil er es will, so muß es auch geschehen!“

So will es Gott, der Allwissende, der unendlich Gerechte, der einst das Böse bestrafen und das Gute belohnen wird und zwar, wie uns Jesus, sein eingeborner Sohn, offenbarte, ewiglich. Eine ewige Strafe! Welch ein großes Übel ist die Sünde! Der Mensch soll kämpfen wider das Böse, auch bei den schwersten Versuchungen! — Eine ewige Belohnung! Mit Gott ewig vereinigt werden! welch ein mächtiger Antrieb zum Guten, wenn es auch viele Mühe und große Überwindung kostet!

Der Wille Gottes sei mein Ziel
Im Leben dieser Erde;
Weil Gott nur das, was gut ist, will,
Daß ich einst selig werde.

Die Hoffnung jener bessern Welt
Soll meinen Geist erheben,
Und ihn, wenn mir der Mut entfällt,
Mit neuer Kraft beleben.

2. Noch eine Parabel.

Ein frommer und emsiger Bauersmann besorgte im Frühjahr sein Feld. Er düngte, ackerte, säete aus und eggte. Da er mit allem fertig war, nahm er seinen Hut ab, warf sich auf seine Knie, blickte mit vollem Vertrauen gegen Himmel und sagte: „Nun, guter Gott! ich habe jetzt das meinige gethan; thu auch du das deinige!“ Und der liebe Gott schickte zur



rechten Zeit milden Tau und Regen und zu seiner Zeit heiteres Wetter und erfreulichen Sonnenschein. Er wandte von dessen Felde gnädig ab Dürre, Näſſe, Reif und Hagel. Und es erfolgte eine reiche Ernte.

Der gute Bauersmann that das seinige; das übrige thaten die Einflüsse des Himmels nach Gottes Willen. Ohne Gottes Beistand wäre alle seine Mühe und Arbeit vergebens gewesen.

Wenn wir das unsrige thun und mit redlichem Eifer trachten, gut und tugendhaft zu werden, so wird uns Gott beistehen und übernatürliche Kräfte dazu geben. Diese hat er uns durch seinen Sohn verheißen. „Mein Vater, sagt Jesus, wird den guten Geist allen geben, die ihn darum bitten."*) Und wieder sagte er: „Was den Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich."**) Ohne Gottes Beistand, ohne Kraft von oben, würden wir nichts Gutes vermögen.

Gieb mir, o Gott! zum Guten Kraft,
So wird es mir gelingen;
Denn Du bist es, der beides schafft;
Das wollen und vollbringen.

3. Kraft und Wirkung des Gebetes.

Benedikt, ein Knabe von elf Jahren, hatte den ernstlichen Willen, ein tugendhafter Mensch zu werden. Er gab sich auch wirklich viele Mühe, seine Fehler zu bessern und allezeit das zu thun, was recht war. Aber er vergaß sich doch bisweilen und das Gute kam ihn oft schwer an. Auch bemerkte er selbst, daß es einen Tag besser, den anderen wieder schlechter ging. Dies machte ihn dann verdrossen und traurig.

Einst abends mußte er einen Brief in den Pfarrhof tragen. Der Herr Pfarrer, der den Benedikt als einen guten Knaben kannte und liebte, fragte ihn: „Nun, Benedikt! wie gehts?" „So, so!" antwortete der Knabe und schlug die Augen nieder.

*) Luk. 11.
**) Luk. 18.

Pfarrer. Warum denn: so, so? wo fehlt es denn?

Benedikt. Heute ging mir wieder gar nichts von statten.

Pfarrer. Wie so?

Benedikt. Ich hielt heute nicht, was ich mir gestern vorgenommen hatte. Auch kam mich alles, was mir der Vater auftrug, so schwer an. Ich weiß nicht, woher es kommt.

Pfarrer. Vielleicht weiß ich es! — Wie hast du heute deine Morgenandacht verrichtet?

Benedikt. Ich habe heute morgens, wie sonst gebetet!

Pfarrer. Versteh mich recht, lieber Benedikt! Ich frage nicht, ob du heute frühe gebetet, sondern wie du gebetet hast.

Benedikt errötete und schwieg.

Pfarrer. Sieh, liebes Kind! wie man den Tag anfängt, so wird er auch meistenteils fortgesetzt. Denke nur selbst zurück; du wirst finden, wenn du dich noch recht erinnern kannst, daß du einen Tag besser oder schlechter zugebracht hast, je nachdem deine Morgenandacht besser oder schlechter beschaffen war. Ein Gebet herablesen oder bloß schöne Worte aussprechen, ohne daß es einem dabei auch Ernst ist, sieh Kind! das hilft nichts. — Verrichtest du täglich das nämliche Morgengebet?

Benedikt. Ja! ich bete vorher allemal in der Frühe sieben Vaterunser. Jetzt nehme ich öfter das Morgengebet aus meinem Büchlein. Ich kann es schon auswendig.

Pfarrer. Desto mehr fürchte ich, daß du nicht genug zu Herzen nehmest, was du mit dem Munde aussprichst. Denkst du auch an das, was du mit den Worten deines Gebetes sagest?

Benedikt. An was soll ich denken?

Pfarrer. An das, was du sonst nur gelesen und ausgesprochen hast. Z. B. du sprachst diese Worte aus: „Du schenkest mir, lieber Gott! wieder einen Tag, damit ich viel Gutes thun, und immer besser werden kann." Überlege diese Worte. Denke recht lebhaft an Gott, deinen liebsten, besten Vater. Denke nach, was du den Tag hindurch Gutes thun, wie du dich zu Hause und in der Kirche aufführen, in was für einem Stücke du dich bessern sollst. Denke besonders an den Fehler, den du schon öfters begangen hast und heute wieder begehen könntest. Je mehr du nachdenkst, desto kräftiger wird dein Morgengebet sein.

Erinnere dich dann auch unter Tages öfters an das, was du dir früh morgens vorgenommen hast, besonders wenn dich etwas schwer ankommt. Du sollst ja halten, was du Gott versprochen hast. Hast du einen Fehler begangen, so bereue ihn sogleich wieder, und nimm dirs aufs neue vor, künftig mehr acht zu geben. Thue dieses, liebes Kind! versuche es sogleich morgen, ob es dann nicht besser gehe. Komm morgen wieder zu mir oder wann du willst; du bist mir allezeit lieb und angenehm.

Der Knabe merkte sich alles, so gut er konnte und ging getrost nach Hause.

Des anderen Tages kam er auf den Abend wieder zu dem Herrn Pfarrer und, wie er ein gutes, aufrichtiges Kind war, sagte er voll Freude: „Heute war es schon besser, heute beging ich nur einen einzigen Fehler!“

Der Herr Pfarrer freute sich mit ihm und sagte: „Wir können nach und nach alle Fehler verbessern, und alles thun, was wir thun sollen, wenn wir nur ernstlich wollten; der liebe Gott hilft uns sebst dazu.“ „Nun,“ fuhr er fort, „so verrichte dann auch heute deine Abendandacht so gut und so herzlich, wie du deine Morgenandacht verrichtet hast. Denke an das Gute, das du heute von Gott erhalten und mit seinem Beistande ausgeübt hast und danke ihm dafür. Bitte Gott wegen des begangenen Fehlers noch einmal um Verzeihung, und nimm dir vor, denselben morgen nicht mehr zu begehen. Dann kannst du getrost unter seinem Schutze ruhen.“ —

Benedikt dankte dem Herrn Pfarrer und bat ihn, daß er noch öfters zu ihm kommen dürfe. „Je öfter, je lieber,“ sagte der Herr Pfarrer; „obwohl ich es auch öffentlich und allen Kindern in der Christenlehre sagen werde, wie sie ihre Morgen- und Abendandacht und alle Gebete verrichten sollen und wieviel daran gelegen sei, daß sie dieselben gut verrichten.“

Heb' mit den Händen auch das Herz,
So oft du betest himmelwärts.

Bei allem mündlichen Gebete
Bedenke stets der Worte Sinn,
Und übe, was dein Herz erflehte,
Dann segnet Gott auch dein Bemüh'n.

4. Gott hat alles wohlgemacht.

Marx, ein frommer und verständiger Vater, machte seine Kinder bei jeder Gelegenheit auf die Werke Gottes aufmerksam, damit sie ihn auch aus seinen Geschöpfen kennen lernten. Oft sagte er bei der Arbeit auf dem Felde, wie gut und weislich Gott dies und jenes gemacht und angeordnet habe. Oft fragten ihn seine Kinder, warum dies und das so und nicht anders sei. Er gab ihnen allemal eine Antwort, mit der sie zufrieden waren.



Einst saß er bei dem Abendbrote auf einem Hügel, unter dem Schatten eines Baumes und sein jüngster Sohn bei ihm. Unten am Hügel weidete eine Herde Schafe. Eben ging ein fremder Mann vorbei, der einen Hund bei sich hatte. Als die Schafe den Hund sahen, liefen sie davon und in ein Gesträuch von

Dornhecken. Diese rauften den Schafen einige Wolle aus. Als dies das Kind bemerkte, ward es unwillig und sagte: „Sieh, Vater! wie die Dornhecken den armen Schafen die Wolle ausreißen! Diese Stauden sollte man ja sogleich weghauen, damit sie künftig den lieben, unschuldigen Tieren nicht mehr schaden könnten.“ Der Vater schwieg eine kurze Zeit. Dann sagte er: „So meinest du, daß man dieses Gesträuche weghauen soll?“ „Ja, ja,“ antwortete das Kind, „weg damit! Wenn ich nur eine Axt hätte!“ Der Vater schwieg wieder. Sie gingen nach Hause.

Des anderen Tages nahmen sie eine Axt zu sich und gingen an den nämlichen Ort hin. Das Kind war schon voll Freude, aber auch voll Ungeduld, daß der Vater nicht sogleich Hand anlegte und die Dornhecken aushaute. Er setzte sich wieder auf den Hügel hin und sagte zu seinem Kinde: „Hörst du, wie schön die munteren Vögel singen? Gefällt dir ihr Gesang? Sind die Vögel nicht auch liebe Tierlein?“ „Ja,“ antwortete das Kind, „die Vögel sind mir gar die liebsten.“ Da flog eben einer auf die Dornhecke hin; er sammelte eine Wolle und trug sie in seinem Schnabel einem hohlen Baume zu. „Sieh,“ sagte der Vater, „mit dieser Wolle bereitet er seinen Jungen im Neste ein weiches Bett. Wie gut wird diese Wolle den armen, nackten Vögelchen zu statten kommen! Die Schafe können leicht ein bischen Wolle entbehren. Soll ich jetzt die Dornhecken weghauen?“ „Nein,“ nein!“ antwortete das Kind, das nun anders dachte.

„Tadle also nicht,“ sprach der Vater. „Wenn du etwas nicht verstehst, so denke nur: Gott hat alles wohlgemacht und weislich angeordnet, wenn wir gleich vieles nicht begreifen können.

Gott hat alles wohlgemacht;
Nimm's nur du auch recht in Acht!

5. Die Kirche ist Gottes Haus, ein Bethaus.

In einem gewissen Dorfe kam der neue Herr Pfarrer an einem Montage das erstemal in die Schule. Da sah er zwei Knaben auf dem Boden sitzen und ein Mägdlein in der Bank weinen. Der Herr Pfarrer fragte den Schullehrer, was diese Knaben für einen Fehler begangen hätten und warum das Mägdlein weine. Der Schullehrer gab zur Antwort: „Diese zwei Buben führten sich schon öfters in der Kirche sehr unanständig auf, sie lachen und schwätzen bei der heiligen Messe; sie merken nicht auf die Predigt oder Christenlehre; ja, sie necken und stören auch andere, die an Gott denken oder etwas nützliches hören wollen. Das Mägdlein ist eine Schwester des größeren, sie schämt sich und bedauert es, daß sie einen so ungezogenen Bruder hat.“

„Wie verhalten sich die übrigen Kinder in der Kirche?“ fragte der Herr Pfarrer. Der Schullehrer antwortete: „Ich bin mit ihnen ziemlich zufrieden, wenn sie nur nicht so oft von diesen zwei unruhigen Knaben gestört würden!“

Der Herr Pfarrer ermahnte dann alle Kinder aufs neue: „Liebe Kinder!“ sagte er, „führet euch doch in der Kirche allezeit ehrerbietig auf! Seid da besonders sittsam und eingezogen! Gott ist zwar an allen Orten, aber in der Kirche ist er zu unserem ewigen Heile besonders gegenwärtig, da soll er auch besonders verehrt und angebetet werden. Dazu sind die Kirchen, daß wir Gott darin auch öffentlich verehren und den Nächsten durch ein gutes Beispiel erbauen und auch zur Andacht ermuntern. Wer in der Kirche, diesem Gott geweihten Orte, schwätzt, oder sich unanständig beträgt, der macht sich vor Gott mißfällig und strafwürdig, unterläßt die Gott schuldige Ehrfurcht, zerstreuet sich und störet und ärgert auch andere. Und ein Kind, das sich in der Kirche nicht an die Gegenwart Gottes erinnert, das wird an anderen Orten noch weniger daran denken, daß Gott überall gegenwärtig ist und daß er alles sieht und weiß.“

Hierauf wandte er sich mit einem ernsthaften Blicke zu den zwei Knaben und warnte sie nachdrücklich, daß sie sich künftig in der Kirche ja wohl in acht nehmen und vor jeder Ausgelassenheit sorgfältigst hüten sollten. „Ich werde auf euch,“ sagte er, „besonders ein wachsames Auge haben; führt ihr euch nicht besser auf, so werdet ihr mich nötigen, daß ich euch von den andern Kindern absondere und öffentlich zu Schanden mache. Doch ein Kind, das in der Kirche unruhig und ausgelassen ist, machet sich selbst vor allen zu Schanden.“

Die Kinder versprachen einhellig, daß sie sich gewiß in acht nehmen würden, damit weder Gott, noch der Herr Pfarrer an ihnen Mißfallen haben sollte. Auch die zwei beschämten Knaben versprachen ernstliche Besserung.

Bedenke, was die Kirche ist,
Und in der Kirche, wo du bist!

6. Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen.

In einem gewissen Dorfe hatten viele die schändliche Gewohnheit, daß sie, bloß aus Leichtsinn, bei jeder Gelegenheit die heiligsten Worte aussprachen, und bei der Arbeit aus Zorn und Unwillen die schrecklichsten Flüche ausstießen. Das Schlimmste war, daß es dann auch die Kinder von ihnen lernten und bald nachmachten. Der Herr Pfarrer und sein Herr Kaplan gaben sich mit vereinigten Kräften alle Mühe, diese sündhafte Gewohnheit in ihrer Gemeinde nach und nach abzustellen.

Einst ging der Herr Kaplan zu einem Kranken über Feld. Da sah er einen jungen Menschen mit einem Ochsen ackern. Dieser, weil ihm der Ochs bald zu langsam, bald seitwärts ging, stieß die gräulichsten Flüche aus. Der Herr Kaplan, der es von weitem hörte, verdoppelte seine Schritte — der Bube, der den Herrn Kaplan nicht sah, wiederholte seine Flüche, und schlug noch dazu mit der Geißel auf das arme Vieh zu, daß es endlich scheu wurde, das Geschirr zerriß und bis zum nächsten Zaune lief, wo es stehen blieb.

Der Bube lief dem Ochsen nach und fing, als er ihn eingeholt hatte, aufs neue fürchterlich zu fluchen und zu schlagen an. — Da rief der Herr Kaplan, der näher kam, aus vollem Halse: „Halt still!" Er riß ihm dann die Geißel aus der Hand und sagte mit drohender Stimme: „Unbarmherziger, wilder Mensch! das arme Tier kannst du so martern und quälen? Bist du nicht unvernünftiger als dieser Ochs? Hat uns Gott das Vieh dazu gegeben, daß wir an demselben unseren Zorn und Mutwillen auslassen sollten? Geht es besser, wenn du immer polterst und zuschlägst? — Und dann erst so fürchterlich zu fluchen! Wie oft hast du es schon in der Predigt und Christenlehre gehört, wie sündhaft und abscheulich es sei, die heiligsten Worte, die man nur mit tiefster Ehrfurcht aussprechen sollte, so schändlich zu mißbrauchen! Soll denn bei dir alles Ermahnen und Warnen vergebens sein? Hättest du wohl solche Flüche ausgestoßen, wenn du mich gesehen oder gewußt hättest, daß ich dich höre? Hört Gott nicht alles? Ich sag es dir das letzte mal: Wenn du dich künftig nicht in acht nimmst und deine schändliche Gewohnheit mit allem Ernste verbesserst, so werde ich Mittel gebrauchen, die dir gewiß nicht lieb sein werden, du wirst es teuer büßen müssen. Das Fluchen und Schelten ist Sünde und muß in unserer Gemeinde abgestellt werden, koste es, was es wolle!"

Der Wildling versprach freilich Besserung, aber sie erfolgte nicht eher, als bis er mit aller Schärfe behandelt wurde.

Bewahre deinen Mund, o Christ!
Entehre nie, was heilig ist,
Es sei im Zorne oder Scherz;
Sonst zeigst du ein verdorb'nes Herz.

7. Ehre dich selbst wegen Gott.

Florian hatte viele Unarten und große Fehler an sich. Wenn man ihn warnte oder ermahnte, so gab er den Warnungen und Ermahnungen kein Gehör und zog sich manche scharfe Züchtigung zu, um ihn zu bessern. Aber dadurch wurde er nicht gebessert.

Da er einst wieder Schläge befürchtete und sich weder zu raten noch zu helfen wußte, lief er vom Hause weg und ging in einen fremden Ort, wo er einen Vetter hatte. Diesen bat er mit aufgehobenen Händen, er möchte ihn bei sich behalten, er getraue sich nicht mehr, zu seinen Eltern zurückzugehen.

Sein Vetter verwies es ihm ernstlich, daß er davon gelaufen sei. Doch aus Mitleid versprach er, daß er sich bei seinen Eltern für ihn verwenden wolle. Er brachte es auch leicht bei ihnen dahin, daß er den Knaben eine Zeit lang bei sich behalten durfte, um ihn zu bessern.

Sein Vetter war ein verständiger Mann und hatte selbst zwei gut erzogene Kinder, die allenthalben geachtet und geliebt wurden. Anfangs behandelte er Florian mit aller Güte und stellte ihm öfters das Beispiel seiner eigenen Kinder vor. Wenn sich der Knabe verfehlte, so sagte er nur zu ihm: „Kind! das

ist nicht recht, das ist schändlich vor Gott und allen guten Menschen, dies sollte ein gutes Kind nicht thun! Meine Kinder würden sich schämen, so etwas zu thun!"

Aber Florian vergaß sich oft wieder. Bald sagte er eine Lüge, bald zwackte er da oder dort etwas. Oft fing er mit den zwei anderen Kindern zu streiten und zu hadern an. Er gab weder zu Hause, noch in der Kirche genug auf den Unterricht acht. Wenn ihn sein Vetter außer Augen ließ, so ging er müßig oder that unnütze Dinge. Doch suchte er allemal seine Fehler nach Möglichkeit zu verhehlen oder wenigstens zu entschuldigen. Er wollte von anderen noch immer für besser gehalten werden, als er war.

Dies bemerkte sein Vetter und er hielt es noch für ein gutes Zeichen, daß der Knabe sich wenigstens vor anderen schämte, obgleich diese Scham noch nicht die rechte war. Er nahm ihn einst, als er eben wieder gelogen hatte, allein zu sich und stellte ihm alle seine Fehler lebhaft vor. „Ein solches Kind," sagte er endlich, „kann ich nicht länger in meinem Hause dulden." Ich muß dich wieder zu deinen Eltern zurückschicken und ihnen sagen, daß an dir alle Hoffnung einer Besserung verloren sei. Florian bat ihn inständig, er möchte nur dieses nicht thun, sonst würde er vor allen Menschen, als ein wegen seiner schlechten Aufführung davongejagtes Kind, zu Schanden werden.

„Du würdest dich also," versetzte der Vetter, „vor anderen schämen, aber solltest du dich nicht auch vor Gott und vor dir selbst schämen? — Du bist schon

fünfzehn Jahre alt," fuhr er fort, „und du weißt noch nicht einmal, was ein Kind von acht Jahren wissen sollte, um Gott und guten Menschen zu gefallen. Du hast dich, seitdem du in meinem Hause bist, wenig oder gar nicht gebessert. Meine Kinder machen mir und allen Menschen große Freude, aber du mußt dich vor allen, die um deine schlechte Aufführung wissen, schämen; niemand kann dich achten und ehren, weil du selbst Gottes Ebenbild in dir nicht ehrest und thust, was dich vor Gott und Menschen mißfällig macht; ja, ich müßte mich selbst schämen, wenn ich ein solches Kind noch länger in meinem Hause duldete. Wer wird sich aber ferner deiner annehmen? Was wird einst aus dir werden?"

Florian, der noch kein ganz verdorbenes Herz hatte, nahm seinen Vetter bei der Hand, schmiegte sich an ihn hin und sagte wehmütig: „Kann ich nicht auch noch ein gutes Kind werden, welches Gott und guten Menschen gefällt?" „Freilich kannst du es," erwiderte der Vetter, wenn du nur ernstlich willst!" „Ich will, ich will!" antwortete der Knabe ganz entschlossen; ich muß noch ein tugendhafter Mensch werden!" Sein Vetter flößte ihm noch mehr Mut ein, zeigte ihm, wie er Gott ähnlich werden könne, nach dessen Ebenbild er erschaffen sei und versprach aufs neue, auch er wolle alles, was in seinen Kräften stehe, zu seiner Besserung beitragen.

Florian besserte sich nach und nach wirklich. Er brachte es endlich so weit, daß sein Vetter nur sagen durfte: „Dies ist schändlich! Dies sollte ein

gutes Kind nicht thun!“ Dann that er’s gewiß nicht und sah bald ein, daß nur der sich selbst wegen Gott ehre, der sich einer guten Aufführung befleißt und seine Fehler verbessert.

Thu’ nie was schändlich ist, mein Kind.
Was schändlich ist, das ist auch Sünd.

---

8. Was ist an dem Menschen am meisten zu schätzen?

Christoph war ein reicher Mann. Weil er selbst keine Kinder hatte, so wollte er von seinem Vermögen andere Kinder glücklich machen. Er ließ also verlauten, daß er einen armen Knaben und ein armes Mägdlein an Kindesstatt annehmen und zu Erben einsetzen wolle.

Als dieses einige dürftige Eltern vernommen hatten, stellten sie ihm gleich ihre Kinder vor, mit der Bitte, er möchte eines von ihnen annehmen. Sie wußten auch vieles zum Lobe ihrer Kinder anzuführen und dieselben bestens zu empfehlen. „Mein Sohn,“ hieß es, „ist gut gewachsen und stark an Kräften.“ „Mein Knabe,“ sagte ein anderer, „hat einen guten Kopf; er kann schon hübsch schreiben und gut rechnen!“ Noch beredtsamer waren die Mütter. „Mein Mägdelein,“ sagte eine, „läßt sich schon zu verschiedenen Arbeiten gebrauchen, sie greift schon alles geschickt an, sie weiß sich bei allen Leuten beliebt zu machen, sie ist auch — ich sollte es nicht sagen, nicht häßlich gestaltet u. s. f.“

Christoph wollte die Sache nicht übereilen, sondern eine kluge und vernünftige Wahl treffen. Er sah nicht bloß auf Verstand und Geschicklichkeit, noch weniger auf körperliche Vorzüge, sondern zuerst und hauptsächlich auf Gottesfurcht und gute Sitten. Er erkundigte sich deshalb auch bei anderen Leuten, und besonders beim Herrn Pfarrer und Schullehrer, um die Aufführung der Kinder. Endlich nach vielem Nachfragen und nach reifer Überlegung nahm er einen Knaben und ein Mägdlein an Kindesstatt auf, die sich bisher durch Fleiß, Gehorsam und Frömmigkeit vor anderen ausgezeichnet hatten. Aber nach wenigen Tagen hätte er noch besser wählen können.

Nicht weit vom Orte, wo Christoph war, wohnte in einer schlechten Hütte ein armer, kranker Taglöhner, der eine einzige Tochter hatte. Sie hieß Rosine und war etwa sechzehn Jahre alt. Als der kranke Vater von dem Vorhaben des reichen Mannes hörte, sagte er zu seiner Tochter: „Liebes Kind! du siehst es, ich kann nicht vom Bette aufstehen, geh also selbst zu Herrn Christoph hin und sag' ihm, ich lasse ihn inständig bitten, er möchte sich deiner erbarmen. Bitt ihn auch, so schön du kannst, daß er dich zu sich nehme. Mit mir wird es ohnehin nicht lange mehr dauern!" Rosine fing lang laut zu weinen an. Sie nahm ihren Vater bei der Hand und sagte: „Nein, lieber Vater, nein, dich verlass' ich nicht! Wer würde dir in deiner Krankheit aufwarten? Ich will lieber da Not und Hunger leiden, als anderswo im Überflusse leben! Dich verlass' ich

nicht!" Der Vater schwieg, weil er sein gutes Kind nicht noch mehr betrüben wollte.

Dies alles erfragte nach der Hand Christoph. Er hörte jetzt auch sonst von Rosine nichts als Gutes: wie sie so fromm und sittsam, und dabei gegen alle Menschen so liebreich und dienstfertig sei. „Hätte ich dieses früher gewußt," sagte Christoph zu einem seiner Freunde, „ich hätte Rosine vor allen anderen an Kindesstatt aufgenommen; sie hätte dieses Glück schon deswegen verdient, weil sie es aus Liebe zu ihrem armen Vater so großmütig ausgeschlagen hat. Ich würde für ihren Vater schon gesorgt haben. Aber ich will wohl auch für sie noch sorgen. „Genug," versetzte sein edler Freund, „daß sie es verdient hat! Gottesfurcht und Tugend hat ihren eigenen Wert, sie ist das höchste Gut des Menschen!"

Allem, was man schätzt und ehrt,
Gibt die Tugend erst den Wert.

9. Gib auf folgende Geschichte besonders acht.

Die kleine gute Marie ging an einem Feiertage nach der Christenlehre mit anderen Kindern in den Wald hinaus, um Erdbeeren zu sammeln. Sie fanden nicht viele und gingen also immer weiter und weiter ins Gehölz hinein.

Da es bereits schon finster wurde, kehrten sie nach Hause. Sie mußten wieder über einen Bach gehen. Aber der Steg, über welchen sie herüber gingen, war

jetzt zu weit von ihnen entfernt. Sie würden von der Nacht überfallen worden sein, wenn sie noch den langen Umweg bis zum Stege gemacht hätten. Die Kinder waren also kurz entschlossen, sie zogen Schuhe und Strümpfe aus, nahmen sie in die Hände und wateten hinüber. Aber dies that Marie nicht, sie wollte lieber den langen Umweg machen und zum Stege hinaufgehen, als vor anderen sich unanständig ausziehen.



Indes war ihre Mutter nicht wenig bekümmert, weil es schon Nacht und ihr Kind noch nicht zu Hause war. Sie erfragte von den anderen Kindern, daß Marie im Walde zurück geblieben sei. Dies ängstigte die Mutter noch mehr. Sie machte sich schon auf den Weg, um ihr Kind zu suchen. — Da kam es, fast um eine Stunde später, als die anderen Kinder, zurück. „Wo bist du so lang gewesen?“ war das erste Wort der Mutter.

Marie antwortete: „Die anderen Kinder sind durch den Bach gewatet; ich habe mir nicht getraut, die Strümpfe vor anderen auszuziehen und unanständig durch den Bach zu waten; hat ja die Mutter mir so oft gesagt, ich sollte allezeit schamhaft sein; ich bin gleich von ihnen weggegangen!"

Mutter. Da hast du recht gethan, aber du hättest mit fremden Kindern gar nicht in den Wald gehen sollen.

Marie. O liebe Mutter! verzeih' es mir nur diesesmal, es wird gewiß nicht mehr geschehen, ich hab' es selbst schon bereut!

Mutter. Warum? Ist dir etwas zuleid' geschehen?

Marie. Nein, aber ein Bube führte unanständige Reden. Ich hab' es zwar nicht verstanden, was er gesagt hat, aber es muß doch nicht recht gewesen sein, weil einige Kinder sagten, er solle sich schämen, so zu reden, da andere dazu lachten.

Mutter. Danke Gott, mein Kind, daß er dich diesmal beschützet hat, aber laß es dir künftig zur Warnung sein! Geh' nie mit fremden Kindern an abgelegene oder verborgene Orte hin — geh' nie mit ihnen allein, ohne daß jemand auf dich acht gibt, um. Wie leicht könntest du von einem bösen Kinde auch zum Bösen verleitet werden! Sei allezeit und überall schamhaft und behutsam! Vergiß ja nie, daß Gott alles sieht, alles weiß, dann wirst du auch gewiß nie etwas thun oder zulassen, dessen du dich vor seinen heiligsten Augen zu fürchten und zu schämen hättest!

Marie folgte der Warnung und Ermahnung ihrer sorgfältigen Mutter und blieb allezeit ein schamhaftes und sittsames Kind, daß man sie auch anderen Kindern zum Beispiele vorstellte.

Gott! dies sei mein fester Wille!
Keusch, behutsam, rein zu sein;
In der Unschuld frohen Stille
Deiner Gnade mich zu freu'n!

10. Der Wolf unter den Wölfen.

Eine Wittwe hatte zwei gut erzogene Kinder. Eines hieß Xaver, das andere Thomas. Dieser lernte das Sattlerhandwerk, Xaver, weil er von schwächlicher Gesundheit war, wurde ein Schneider.

Nun mußten beide in die Fremde ziehen. Die sorgfältige Mutter sprach ihnen noch nachdrücklichst und mit weinenden Augen zu, sie sollten ja Gott immer vor Augen haben und sich allezeit gut aufführen. Besonders lag ihr Thomas, der jüngere, am Herzen, weil er gar zu lebhaft war; wegen Xaver war sie weniger bekümmert.

Nach drei Jahren kam Thomas aus der Fremde zurück. Er war noch das gute unverdorbene Kind und jetzt der Trost seiner betagten Mutter. Er erzählte ihr, wie es ihm in seiner Wanderschaft ergangen sei; was er für einen rechtschaffenen, christlichen Meister gehabt habe; wie fromm und tugendhaft dessen Kinder und seine zwei Mitgesellen gewesen seien; er hätte gewünscht, sein ganzes Leben hindurch bei ihnen bleiben zu können.

Die Mutter freute sich nun auch auf Xavers Zurückkunft. Er kam bald nach seinem Bruder an — aber zum größten Leidwesen seiner Mutter. Er war nun ganz verändert, trotzig und widerspenstig; er führte abscheuliche Reden im Munde, er war dem Trinken und Spielen ergeben. Er betete die ganze Woche nicht; er hörte keine Predigt an, ja, er spottete sogar auch über andere, wenn sie in die Kirche gingen, oder zu Hause ihre Andacht verrichteten.

Es war auch kein Wunder, daß Xaver so ganz verdorben nach Hause gekommen ist. Er war anfangs bei einem christlichen Meister, der ein wachsames Auge auf ihn hatte. Aber er wurde bald von einigen schlimmen Kameraden aufgehetzt, er solle sich nicht lange so hart in der Zucht halten lassen. Xaver ließ sich bald überreden. Er lief von seinem ersten Meister weg und kam, zu seinem größten Unglücke, zu einem anderen, der sehr schlimme Kinder und ein Paar erzliederliche Gesellen hatte. Da gefiel es ihm besser, da hatte er alle Freiheit. Er folgte bald den bösen Beispielen, die er beständig um sich sah, und wurde nach und nach ein Wolf unter den Wölfen.

Du sollst, so viel du kannst, die bösen Menschen flieh'n;
Sonst werden sie dich auch auf ihre Seite zieh'n.

11. Es ist gut, wenn man von Jugend auf sich an das Joch gewöhnt.

Brigitta, eine Witwe, hatte zwei Kinder, einen Knaben, der Georg und ein Mägdlein, das Agatha hieß.

Georg wurde bald nach dem Tode seines Vaters von einem Verwandten, der ein verständiger Mann und ein Schreinermeister war, an Kindesstatt angenommen. Das Mägdlein wollte die Mutter, weil sie es sehr lieb hatte, nicht von sich lassen.

Als Agatha noch kaum ein Jahr alt war, wußte sie schon mit Weinen und Schreien von ihrer Mutter alles zu erhalten, was sie nur verlangte. Als sie etwa zehn Jahre alt war, ließ sie den Kopf hängen, so oft ihr etwas abgeschlagen wurde, sie ging so lang traurig und trotzig herum, bis ihr Wille geschah. Je mehr die Mutter nachgab, desto eigensinniger und unbändiger wurde das Kind.

Georg wurde von seinem Vetter, der es recht gut mit ihm meinte, etwas strenge gehalten. Früh und ohne Verzug mußte er täglich vom Bette aufstehen, sein Gebet verrichten, und in allem auf den ersten Wink gehorchen. Er bekam oft später und bisweilen nicht viel zu essen. Bald wurde ihm dieses, bald jenes abgeschlagen. Georg liebte und ehrte seinen Vetter und fügte sich in alles willig.

Nun starb die Mutter. Agatha mußte also ihr Brod selbst zu verdienen suchen. Aber dies kam sie schwer an. Sie war an keine Arbeit, an keinen

Gehorsam gewöhnt. Sie konnte keine Beschwerden, keine abschlägige Antwort ertragen. In einem Jahre veränderte sie viermal den Dienst. Nirgends konnte sie bleiben, nirgends wollte man ein so eigensinniges und verzärteltes Mägdlein behalten. Sie konnte sich selbst in keinem Stücke überwinden. Alles mußte nach ihrem Sinne gehen. So geriet sie in ein liederliches Leben und endlich in die äußerste Schande und Armut.

Hingegen ging es ihrem Bruder sehr wohl. Er wurde bald Gesell. Er war gottesfürchtig, arbeitsam und mit allem zufrieden. Mehrere Meister wollten ihn zu sich bringen, aber sein Vetter ließ ihn nicht weg. Er vermachte ihm, da er keine Erben hatte, sein Haus. Georg wurde ein wackerer und rechtschaffener Mann. Er wußte sich selbst zu überwinden und zu beherrschen, wie es Gott verlangt. Er lebte zufrieden und konnte Unglück und Widerwärtigkeiten mit standhafter Gelassenheit ertragen, weil er in seiner ersten Jugend dulden und entbehren und zugleich auf Gott vertrauen gelernt hatte.

Soll nichts deine Ruhe stören,
Lerne Dulden und Entbehren.

---

12. Eine schwere, aber höchst notwendige Kunst.

Ein Herr Pfarrer, der oft in die Schule kam und mit den Kindern so ziemlich zufrieden war, sagte einst zu ihnen: „Kinder! übermorgen, am Donners-

tage, führe ich euch spazieren. Wir werden fast zwei Stunden weit und in einen schönen Garten gehen. Der Herr desselben hat gute Kinder lieb, er ließ mich und euch dahin einladen. O, da werdet ihr allerlei schöne Sachen, Blumen und Früchte sehen, die ihr in eurem Leben noch nie gesehen habet. Ich hoffe, ihr werdet euch gut und artig betragen. Reißet im Garten nichts ab, dankt für alles, was man euch geben wird. Um 8 Uhr kommen wir in der Schule zusammen."

„Ja, ja," riefen alle Kinder, „wir werden uns gewiß gut aufführen!" Sie waren schon voller Freude, wenn es nur bald Donnerstag wäre! Sie zählten alle Stunden, alle Augenblicke.

Der erwünschte Tag kam. Es war der schönste Morgen. Die Kinder fanden sich frühzeitig in der Schule ein. Die meisten hatten ihre besten Kleider an. Sie fragten den Herrn Pfarrer noch um dieses und jenes. Sie konnten nicht mehr ruhig stehen, bis er endlich seinen Hut und Stock nahm. Und nun zur Thür hinaus und — da geblieben! Gerade diesen Augenblick kam von dem Herrn des Gartens eine Botschaft: „Er lasse sich dem Herrn Pfarrer empfehlen und um Vergebung bitten, er sei heute Nacht von einem so heftigen Seitenstechen befallen worden, daß er unmöglich vom Bette aufstehen könne; der Herr Pfarrer möchte also die Kinder zu einer anderen Zeit, wo er auch dabei sein könnte, hinausführen."

Die Kinder standen da, wie vom Blitze getroffen. Alle hingen den Kopf; einige wurden sehr verdrossen und traurig. „Gehen wir also nicht?“ hieß es, „wird also nichts daraus? Daß er gerad' heute Nacht krank werden mußte!“ — Der Herr Pfarrer hieß die Kinder in die Schule zurückkehren und hatte Mühe genug, sie zur Ruhe zu stellen. Endlich, da alles still war, fing er also an:

„Liebe Kinder! Ihr seid ganz traurig und verdrossen, daß ihr heute nicht in den schönen Garten gehen könnet. Ich hätte euch wohl auch diese Freude gegönnt, doch es ist nun einmal so und wir können es nicht ändern, aber wir können und sollen uns diesen Vorfall zu Nutzen machen. Nun hört, was ich jetzt euch sage, merkt jetzt besonders auf!

Kinder! was euch heute widerfahren ist, das wird euch in eurem künftigen Leben noch tausendmal begegnen. Ihr werdet euch bald auf dieses, bald auf jenes ungemein freuen, aber eure Freude wird oft plötzlich zu Wasser werden. Oft in dem Augenblicke, da ihr meinet, dieses oder jenes Glück zu erhaschen, wird der liebe, unendlich weise Gott ganz unvermutet einen Strich durch eure Rechnung machen. Es gibt keinen einzigen Menschen auf Erden, dem alles nach seinem Wunsche geht.

Warum aber unser himmlischer Vater manches ganz anders fügt und ordnet, als wir es wünschen, können wir oft nicht wissen, nur dieses wissen wir, daß er es allezeit gut mit uns meinet. Vielleicht wird heute noch ein schlimmes Wetter einfallen und

Nachmittag ein Platzregen kommen, dann wären im Heimgehen eure besten Kleider verdorben worden. Vielleicht wartet heute auf euch zu Hause eine größere Freude, die ihr indessen würdet versäumt haben. Vielleicht — aber wie ich schon sagte, wir können die allweise, unendlich gütige Vorsehung nicht ergründen. Gott läßt oft etwas zu unserem Besten geschehen, das wir erst lange nachher, oft erst gar in dem künftigen Leben erkennen werden. Was wir oft für ein großes Unglück halten, ist das größte Glück für uns. Wir sehen meistenteils nur auf das Gegenwärtige, auf ein zeitliches Glück oder sinnliches Vergnügen, aber Gott sieht auf das zukünftige; er sieht, merkt euch dieses besonders, er sieht in allem auf unser wahres, höchstes Gut, auf Tugend und Seligkeit.

Lernet also, liebe Kinder! die schwere, aber höchst notwendige Kunst, euch selbst zu überwinden. Gewöhnet euch jetzt, schon von Jugend auf, daran, alles, was der liebe Gott über euch verhängen wird, mit kindlichem Vertrauen auf seine weise Vorsehung anzunehmen und mit standhafter Gelassenheit, mit vollkommener Ergebung in seinen heiligsten Willen zu ertragen. Ich werde davon mit euch noch öfters reden."

Die Kinder waren sehr still und aufmerksam. Ein größeres Mägdlein sagte sogar: „Wenn wir heute in den Garten gegangen wären, so hätten wir jetzt diese schöne Lehre nicht gehört."

Ein Christ murrt nicht bei den Beschwerden,
Die keine Vorsicht hindern kann;
Er sucht, daß sie ihm nützlich werden
Und betet Gottes Willen an.

13. Dieses gehört noch zum Vorhergehenden.

Am nächsten Sonntage war der Herr Pfarrer wieder in der Schule. Ein Mägdlein kam zu spät. Er befragte es um die Ursache. „Ich habe," antwortete das Kind, „so lange auf die Suppe warten müssen." Die anderen Kinder lachten darüber. Der Schullehrer verwies es ihnen. Einige sagten: „Ich habe wohl schon öfters vor der Schule keine Suppe gegessen, ich bin deswegen doch nicht verhungert!" Der Schullehrer hieß sie schweigen.

Nun nahm der Herr Pfarrer das Wort: „Kinder!" sprach er, „ihr gebet mir Anlaß, daß ich heute von der Selbstüberwindung fortfahre.

Ich habe euch neulich gesagt, daß ihr euch daran gewöhnen sollt, alle widrigen Vorfälle mit Gelassenheit und Ergebung in den heiligsten Willen Gottes zu übertragen. Dies wird aber nicht geschehen oder euch sehr hart ankommen, wenn ihr euch nicht bisweilen selbst Gewalt anthuet und eure Neigung, auch zu erlaubten Dingen, als zum Beispiel, im Essen, Trinken, Schlafen u. s. w. nicht bisweilen überwindet. Ihr werdet in eurem künftigen Leben oft Hunger und nichts zu essen, — Durst und nichts zu trinken haben; ihr werdet oft wachen müssen, wenn ihr schon schläfrig seid. Ihr müsset euch vor allem, was unrecht und Sünde ist, enthalten. — Was man nicht gelernt hat, das kann man nicht und woran man sich nicht gewöhnt hat, das kommt einen zu schwer an. Wenn ihr euch aber öfters selbst freiwillig und in erlaubten

Dingen Abbruch thuet, so wird es euch leichter ankommen, wenn ihr notwendig einen Mangel oder eine Beschwerde ertragen sollet und, was die Hauptsache ist, ihr werdet leichter der Verführung zur Sünde widerstehen und euch von unerlaubten Dingen enthalten.

Die Selbstüberwindung oder Selbstverleugnung, die wir aus Liebe zu Gott üben sollen, wird uns in dem heiligsten Evangelium so oft und so nachdrücklich empfohlen. „Wer mir nachfolgen will,“ sagt Jesus, „der muß sich selbst verleugnen“; das heißt: Wer tugendhaft und selig werden will, der muß seinen Neigungen und Begierden alles abschlagen, was wider Gott, Gewissen, Jesu Lehre und Beispiel ist. Er wird aber dieses nicht können, wenn er nicht durch öfters wiederholte Selbstüberwindung, auch in erlaubten Dingen eine Fertigkeit erlangt, Herr über sich selbst, über seine Neigungen zu sein.

Lernet also, liebe Kinder! gegen euere Neigungen streiten, übet euch öfters in der Selbstverleugnung: suchet euch bisweilen im Essen, Trinken, Schlafen, im Spielen, im Reden und Sehen, im Stehen und Sitzen, im Verlangen nach dem, was euch Angenehmes und Reizendes in die Augen fällt, zu überwinden.

Ich lasse euch bis übermorgen Bedenkzeit, was ihr thun und wie ihr es anfangen wollet. Wenn wir wieder zusammenkommen, sollet ihr mir euere Gedanken darüber eröffnen, ich werde euch auch die meinigen sagen. Ihr sollet hierin, wie allezeit, dem

klugen Rate und der Anweisung eures Seelenhirten, eurer Eltern oder anderer verständiger und zugleich frommer Leute folgen."

Beherrsch' dich selbst, auch in erlaubten Dingen,
Sonst wirst du es im Guten nie weit bringen.

14. Das träge Kind.

Simon hatte den Fehler, daß er, wenn er noch schläfrig oder wenn es zu kalt war, nicht gleich, sobald er geweckt wurde, vom Bette aufstand.

Seine Eltern machten ihm deswegen öfters nachdrückliche Vorstellungen, daß er auf diese Weise schon beim Erwachen ungehorsam sei, daß ihn das Aufstehen desto härter ankommen würde, je länger er damit zaudere, daß er noch weniger unter Tags seine Trägheit werde überwinden können, wenn er derselben gleich in der Frühe nachgebe, daß er die kostbare Zeit, besonders die Morgenstunden, wohl benutzen solle! Simon versprach oft Besserung, aber sie erfolgte nicht.

Einst weckte ihn der Vater: „Simon! auf, auf! es ist Zeit!" „Gleich, gleich!" antwortete Simon und wandte sich auf die andere Seite hinüber. Der Vater ging dann seinen Geschäften nach.

Etwa nach einer Stunde kam ein fremder Mann in's Haus, der einen Knaben bei sich hatte und mit Simons Vater sprechen wollte. Der Knabe fragte gleich nach Simon, weil er mit ihm in die Schule gegangen war. „Simon," sagte sein Vater, „wird

zur heiligen Messe gegangen sein, ich habe ihn schon vor einer Stunde geweckt.“ Man setzte sich dann an den Tisch, um einen Kauf auszumachen.

Da der Kauf geschlossen war und der Fremde schon wieder gehen wollte, trat Simon mit geschwollenen Augen und zerrauften Haaren zur Thür herein, er war noch nicht einmal ganz angekleidet. „Guten Morgen, Simon!“ rief ihm sein Schulkamerad im Scherze entgegen, „bist du schon auf? Bist du heute schon recht andächtig gewesen?“ — Simon rieb sich die Augen und sagte: „Ich bin heute verschlafen, ich bin nicht geweckt worden!“ „Schweig, ungeratenes Kind!“ fiel ihm sein Vater in die Rede, „davon wollen wir ein anderes Mal sprechen.“

Er begleitete dann den Fremden hinaus, kam voll Unwillen zurück und sagte zu Simon: „Was für einer Schande hast du dich heute selbst ausgesetzt! Die Leute wußten es, daß ich dich geweckt habe, ich sagte es ihnen selbst. Aber diese Schande vor den Menschen ist noch nicht das übelste; viel übler ist es daß du vor Gott ein faules, ungehorsames und lügenhaftes, Gott und Menschen mißfälliges Kind bist! Wärest du gleich auf das Wort aufgestanden, so wärest du nicht wieder, wie es schon so oft geschehen ist, eingeschlafen. Siehst du noch nicht ein, wozu Trägheit dich verleitet? Ich sag' es dir noch einmal: Wenn du künftig nicht gleich auf das erste Zeichen aus dem Bette herausspringst, so werde ich andere Mittel gebrauchen. Heute während des Mittagsessens sitzest du auf dem Boden.“

Simon besserte sich.

Wer in der Frühe schon
Der Trägheit unterliegt,
Der wird bei Tage auch
Gar leicht von ihr besiegt.

15. Du sollst nicht naschen.

Cäcilia war ein naschhaftes Kind. Vor ihm war nichts auf dem Tische, in der Küche, in dem Garten sicher. Besonders griff sie gern nach süßen Sachen und wo sie etwas fand, fuhr sie damit dem Munde zu. — Sie aß oft zur Unzeit, und eben deswegen bei Tische sehr wenig, es schmeckte ihr nichts mehr. Ihre Zähne wurden nach und nach schwarz und fingen an zu faulen. Sie klagte über heftige Magenschmerzen. Einst, da sie unreifes Obst gegessen hatte, bekam sie so schneidendes Grimmen, daß sie glaubte, sie müßte daran sterben.

Ihre Eltern ermahnten sie öfters und warnten sie mit Güte und Ernst, sie sollte sich doch mehr Gewalt anthun und sich ihre Naschhaftigkeit abgewöhnen. Sie enthielt sich auch mehr davor aber nicht deshalb, weil es ihr schädlich und verboten war, sondern aus Furcht vor den Eltern. Wenn diese nicht zugegen waren, so that sie, was sie gelüstete.

Einst sah sie beim Fenster ein Schüsselchen stehen und darin ein wenig weißen zerstoßenen Zucker. Da niemand in der Stube war, griff sie darnach, aß ihn — und aß sich den schmerzhaften Tod hinein. Denn

es war nicht Zucker, sondern Mausgift, das die Magd, freilich gegen das ausdrückliche Verbot der Eltern, in's Haus brachte und aus Unbesonnenheit zum Fenster hinstellte.

* * *

Das Naschen ist den Kindern allezeit höchst schädlich. Wenn sie schon nicht allemal gleich daran sterben müssen, so ziehen sie sich doch oft große Übel und einen früheren Tod zu.

Ein Kind, das sich vom Naschen nicht enthalten will, wird sich noch weniger von anderen unerlaubten Dingen enthalten.

Naschhaftigkeit ist schon an sich selbst ein großer Fehler und verleitet noch dazu die Kinder auch zu anderen Sünden, zum Ungehorsam, zum Lügen, ja sogar zum Stehlen.

Und doch gibt es, leider! so viele naschhafte Kinder. — Wer eines davon ist, der bessere sich ohne Verzug!

Kind, hüte dich vor Naschereien,
Sonst wirst du es zu spät bereuen.

---

16. Wozu ist das Geld.

Gottfried, ein sorgfältiger Schullehrer, bemerkte bei einem größeren Knaben eine außerordentliche Liebe zum Gelde. Er hörte ihn öfters sagen, daß seine Eltern viel Geld hätten und daß er nun auch schon so und so viel habe. Der Schullehrer sah, daß er öfters in der Schule Geld herauszog und auch anderen Kindern zeigte. Ja, der junge Geizhals fing sogar

an, bald dieses, bald jenes zu verkaufen, und im Verkaufe zu — betrügen. Um Geld war ihm alles feil, Geld war ihm über alles.

Der Schullehrer bedauerte das verblendete Kind und sann auf Mittel, wie da zu helfen sei.

An einem Tage, da eben keine Schule war, ließ er den Knaben mit Erlaubnis der Eltern nach der heiligen Messe zu sich kommen. Er führte ihn dann durch Felder und Wälder, über Hügel und Thäler bis zur Mittagszeit herum. Nun setzte er sich mit ihm unter einen Baum hin, um ein wenig auszuruhen. „Mich hungert's," sagte der Knabe. „Da gibt es nichts zu essen," versetzte der Schullehrer und stand auf. Nun ging wieder die Reise an.

Etwa gegen fünf Uhr abends kamen sie zu einer Feldkapelle, wo gewöhnlich ein armer alter Mann saß, der die Vorbeigehenden um Almosen ansprach. Er war eben wieder da, hob seinen Hut, in welchem einige Stücke Brot lagen, gegen unsere Reisenden auf,



und bat sie mit wehmütiger Stimme auch um ein Almosen. Der Schullehrer gab ihm einen Groschen und sagte zu dem Knaben, der starr in den Hut hineinsah: „Gibst du ihm nichts?“ „Ja,“ antwortete der Knabe, „wenn er mir ein Stück Brot gibt, so gebe ich ihm all mein Geld dafür!“ Bei diesen Worten reichte ihm der arme Mann gleich den Hut hin und sagte: „Da nimm, wenn es dich hungert, nimm, so viel du willst! Du darfst mir nichts dafür geben, ich weiß, wie wehe der Hunger thut!“ Jetzt gingen dem Knaben die Augen über. So hungrig er war, so konnte er doch vor Beschämung nicht essen.

Nun kehrte der Schullehrer mit seinem Gefährten wieder nach Hause zurück. Er ging eine Weile, ohne ein einziges Wort zu reden und überließ auch den Knaben seinen Gedanken.

Endlich fing der Schullehrer an: „Da siehst du, wozu das Geld ist! Was nützet es dir in der Sparbüchse oder in der Tasche? Du kannst es nicht essen, wenn du hungrig bist. Du hättest nun um ein Stück Brot all dein Geld hingegeben. Der arme Mann nahm es nicht, er achtete es nicht, aus Mitleid zu dir. Solltest du einst gegen Notleidende hartherzig sein? — Ja, der Hunger thut weh! Du wirst in deinem Leben noch oft einem armen, verunglückten Menschen den Hunger stillen oder die Not erleichtern können, wenn du nicht geizig bist. Wer das, was er hat, nicht nach Gottes Willen gebrauchen, sondern nur immer vermehren oder ganz für sich allein behalten will, der ist geizig, und geizige Leute sind Gott und den Menschen zuwider.“

Der Knabe ward gerührt und wollte nun all sein Geld dem Schullehrer geben, daß er es gut anwenden sollte. Dieser nahm es nicht an. „Nein," sagte er, „mache nur selbst einen vernünftigen, Gott wohlgefälligen Gebrauch davon, und merke dir für dein ganzes Leben diesen Spruch:

Sieh' Geld nur als ein Mittel an,
Womit man Gutes stiften kann."

17. Halte in allen Dingen Ordnung.

Ferdinand gewöhnte sich von seinen ersten Jahren an, in allen Dingen genaue Ordnung zu halten. Er stand allemal zur bestimmten Zeit rasch vom Bette auf und verrichtete sein Gebet. Der ganze Tag war bei ihm so eingeteilt, daß er zu jeder Stunde wußte, was er vor sich nehmen sollte. Alles, was ihm zugehörte, oder was er brauchte, lag richtig an seinem Orte. Er gewöhnte sich an Ordnung, weil es der Wille Gottes und seines Vaters war.

Franz, sein älterer Bruder, war in allen seinem Thun und Lassen unbesonnen und schlauderisch. Er griff bald diese, bald jene Arbeit an und vollendete keine. Er wußte oft nicht, wo er das, was er brauchte, hernehmen sollte, eben so wenig gab er acht, wo er dies und das hinlegte. Oft schrie er: „Wo ist meine Feder?" oder: „Wo sind meine Schuhe?"

Einst nach dem Mittagessen sagte der Vater: „Kinder! heute wird euer Vetter zu uns kommen. Ihr wisset es, was er für gute und fleißige Kinder

hat. Er wird ohne Zweifel auch wissen wollen, was ihr bisher gelernt habt und wie ich mit euch zufrieden bin. Wenn er euch um etwas fragt, so antwortet mit Anstand und Bescheidenheit. Will er eure Schriften sehen, so" — Bei diesen Worten trat der Vetter zur Thür herein. Franz erschrak darüber. Ferdinand empfing ihn sehr freundlich.

Nach einem kurzen Gespräche mit dem Vater fing der Vetter gleich mit den Kindern an.

„Nun, Franz!" sagte er, „du bist doch schon um zwei Jahre älter, als mein Leopold; du wirst also schon hübsch schreiben und rechnen können?" Franz schwieg und sah mit Verlegenheit bald den Vater an, bald auf den Boden hin. „Ich möchte doch gern," fuhr der Vetter fort, „von dir eine Schrift sehen." Franz ging fort, um seine letzte Schrift zu holen. Der Vetter unterhielt sich indessen mit Ferdinand und hatte große Freude an ihm.

Franz kam erst nach einer Viertelstunde zurück und sagte: „Ich weiß nicht, wo meine Schrift hingekommen ist! Gewiß hat sie mir wieder meine Schwester verlegt; sie hat es mir schon öfters" — „Schweig," fiel ihm der Vater voll Unwillen in die Rede; „bei dir ist die Schuld! Wir wollen uns gleich davon überzeugen; komm nur mit mir in das Zimmer!" Franz mußte gehen, wollte er oder wollte er nicht. Da fand der Vater alles in der größten Unordnung, ein Schuh lag auf dem Tische, Papier und Büchlein auf dem Boden, alles untereinander, nichts an seinem Orte. „So ist es kein Wunder,"

sagte der Vater, daß du deine Schrift nicht findest.“ Franz, der im Suchen alles noch mehr untereinander gewühlt hatte, stand voll Beschämung da. Er getraute sich nicht mehr, sich vor dem Vetter sehen zu lassen. Als dieser fort war, nahm der Vater das beschämte Kind allein zu sich und wiederholte nachdrücklichst, was er ihm schon so oft gesagt hatte. „Da siehst du,“ sprach er, „was aus deiner Unordnung entsteht! Mußt du dich nicht vor Gott und vor dir selbst schämen? Weil du ein träger Knabe bist, so ist es dir zu mühevoll, gute Ordnung zu halten und eben deine Unordnung hindert dich an vielem Guten. Dein Bruder ist noch jünger, als du bist, aber er weiß und versteht weit mehr, als du, weil er alles ordentlich angreift. An dir muß ich nur Schande erleben! Du warst noch verwegen genug, deine Schwester anzuklagen und dich mit einer Lüge zu entschuldigen. So verleitet die Unordnung, die für sich schon ein großer Fehler ist, auch zu anderen Sünden!“

Franz fing zu weinen an. „Was hilft dein Weinen,“ sagte der Vater; „wenn du deine Fehler nicht erkennst und dich von dieser Stunde an nicht besserst, so habe ich alle Hoffnung verloren.“ Franz weinte noch lange, aber er gewöhnte sich nach und nach an Ordnung.

Lerne Ordnung, liebe sie;
Sie erspart dir Schand' und Müh'.

18. Ehre an jedem Menschen, daß er ein Mensch ist.

Valentin, eine arme verlassene Waise, ging lange dem Müßiggange und Bettel nach. Da sah und lernte er freilich nichts Gutes. Endlich nahm ihn ein Bauer von der Gasse und stellte ihn zu geringen Arbeiten an.

Valentin diente dem Bauer treu und redlich, aber sein Glück währte nicht lange.

Sein Bauer kam einst aus einem benachbarten Dorfe zurück, zahlte Valentin den Lohn aus und jagte ihn auf der Stelle fort. Mit Weinen und Zittern fragte der arme Knabe den Bauer, was er denn verschuldet habe. „Du Dieb du!" versetzte der Bauer; „glaubst du wohl, ich wisse es nicht, wie du dich an anderen Orten aufgeführt hast. Solche Leute leide ich nicht in meinem Hause." Valentin gestand es ein, daß er einmal zu einem Diebstahl mitgeholfen hätte; aber er beteuerte zugleich, daß er dieses schon tausendmal bereut, sich nun ganz gebessert und den ernsten Willen habe, das zu ersetzen, was er entwendet habe. Doch es half nichts, er mußte fort. Es wurde gleich im ganzen Dorfe bekannt, daß Valentin ein Dieb sei.

Es war schon spät abends. Er hielt bei mehreren Bauern wenigstens um eine Nachtherberge an. Aber er wurde überall mit Schimpfworten abgewiesen. Er wußte also nicht, wo aus oder wo an. Endlich entschloß er sich, bei dem Herrn Pfarrer des Dorfes, der ein sehr menschenfreundlicher Mann war, vorzusprechen. Der

Herr Pfarrer nahm ihn ohne Verzug in sein Haus auf und sagte zu seinen Dienstboten, die anfangs dawider waren: „Man muß den Unglücklichen nicht ganz verstoßen und dem Verirrten nicht alle Wege zur Besserung abschneiden. Wenn einer auch gefehlt hat, so kann er sich ja wieder bessern. Valentin hat sich schon wirklich gebessert. Niemand kann ihm, so lange er hier ist, etwas Böses nachsagen. Wenn sich niemand seiner annimmt, so ist er ja gleichsam gezwungen, daß er auf seine vorigen oder wohl auf noch schlimmere Wege gerate. Man muß an jedem Menschen ehren, daß er ein Mensch ist, wenn wir auch die böse That hassen, die er begangen hat. Das gebietet uns die Nächstenliebe. Du bleibst bei mir," sagte er dann zu dem zitternden Knaben; „es gibt im Pfarrhofe genug Arbeit für dich!"

Valentin glaubte an dem Herrn Pfarrer einen Engel gefunden zu haben und meinte nun, er sei im Himmel.

Der Herr Pfarrer verbot ein für allemal allen Leuten im Hause, Valentin wegen des Vergangenen auch nur den geringsten Vorwurf zu machen. Er schickte ihn dann in die Schule und schärfte den Kindern das nämliche Verbot ein. Der Knabe schämte sich nicht, obwohl er schon vierzehn Jahre alt war, mit den ABC-Schülern anzufangen. In der Schule war er der fleißigste, in der Kirche der eingezogenste.

Nach anderthalb Jahren schickte ihn der Herr Pfarrer in einen entlegenen Marktflecken, wo ihn kein Mensch kannte und ließ ihn dort ein Handwerk lernen.

Jetzt ist Valentin ein ansehnlicher und rechtschaffener Bürger und kann seinem Wohlthäter nicht genug danken.

Sieh keinen mit Verachtung an,
Weil jeder sich noch bessern kann.
Wenn einer Böses thut, so hasse nur die That;
Lieb' und bedaure den, der sie begangen hat!

---

19. Fortsetzung.

Eben der Herr Pfarrer, von welchem vorhin die Rede war, hatte eine hoffärtige Dienstmagd, die sich viel einbildete und andere Leute verachtete. Sie war dabei sehr geschwätzig. Alles, was sie im Dorfe hörte, trug sie nach Hause und erzählte es mit hämischer Freude, wenn es gleich der Ehre ihres Nächsten noch so nachteilig war. Der Herr Pfarrer gab ihr deswegen öfters einen scharfen Verweis, aber sie wollte ihren Fehler nicht erkennen.

Einst verursachte sie durch ihre Schwätzereien im ganzen Pfarrhofe große Verdrießlichkeiten. Der Herr Pfarrer ließ sie dann in sein Zimmer kommen und machte ihr ernsthafte Vorstellungen. „Wenn ich dich gleich aus dem Hause jage," sagte er voll Unwillen, „so ist zwar uns — aber nicht dir geholfen, du wirst dadurch nicht gebessert. Aber ich sag' es dir — dies ist meine letzte Warnung: „Nimm dich künftig vor Schwätzereien in acht; rede mir ohne Not kein Wort mehr von den Fehlern der anderen. Ohne Notwendigkeit, ohne daß jemand vor Schaden gewarnet oder

gebessert werde, von den Fehlern seines Nächsten reden, ist schändlich, ist abscheulich, ist eine Sünde wider das achte Gebot Gottes, man kann dabei keine andere Absicht haben, als solche Personen verhaßt zu machen. Bei dir ist es Eitelkeit, du willst dich dadurch nur über andere erheben und besser als sie zu sein scheinen. Es ist allemal Lieblosigkeit. Diejenigen, welche Fehler an sich haben, werden durch üble Nachreden nicht nur beschämt, sondern meistenteils auch erbittert. Sollte man nicht vielmehr seinen Nächsten, wenn er gefehlt hat, freundschaftlich warnen und ihm zur Besserung die Hand reichen? Kannst du den fehlenden Mitmenschen nicht selbst warnen und bessern, so zeige ihn da an, wo man helfen kann; nie aber erzähle seine Fehler bei anderen. Wäre es dir lieb, wenn man deine Fehler überall ausposaunte? Würdest du dich dann eher bessern? Obwohl deine unbesonnene, lieblose Klatschhaftigkeit im ganzen Hause schon bekannt ist, so wollte ich dich doch vor anderen nicht beschämen. Ist aber bei dir alle Warnung und Schonung vergebens, so mußt du dir selbst die Schuld zuschreiben, wenn ich von dir nichts mehr wissen will."

Was geschah? — Die Magd hat sich nicht gebessert. Ihr wurde also noch vor Ablauf der Dienstzeit der Lohn ausgezahlt und sie mußte den Dienst verlassen.

Siehst du den Nächsten sich vergehen,
Weis' ihn zurecht, statt ihn zu schmähen.
Die Schmähsucht einer bösen Zung'
Erschwert ihm nur die Besserung.

20. Laß dir auch folgende Geschichte zur Warnung sein!

Kunigunde war die einzige Tochter eines wohlhabenden Gau-Wirtes. Sie hatte keine Mutter mehr und dünkte sich schon, obwohl sie erst vierzehn Jahre alt war, die Herrin im Hause zu sein.

Sie ließ ihre Herrschaft besonders die armen Dienstboten hart empfinden. Diese konnten ihr nichts recht nach ihrem Sinne thun. Sie wollte alles besser als sie wissen und verstehen. Sie begegnete ihnen immer nur mit rauhen und trotzigen Worten. Sie warf ihnen, sogar in Gegenwart der Gäste, öfters ihren niedrigen Stand, und, wenn sie nur das Geringste versahen, die gute Kost und den großen Lohn vor, was sie sich doch so sauer verdienen mußten. Durch ihr gebieterisches, liebloses Betragen, durch ihr immerwährendes Tadeln und Beschimpfen, brachte sie es endlich so weit, daß kein Dienstbote mehr bei ihr im Hause bleiben konnte. Einst sagte eine Magd, ehe sie fortging, noch zu ihr: „Vielleicht mußt du selbst einmal dein Brot in einem fremden Hause suchen und durch harte Arbeit verdienen, ich will es dir zwar nicht wünschen!“ Kunigunde dachte dabei an ihr Vermögen — und lachte darüber.

Bald darauf sagte auch ein Knecht und noch eine Magd den Dienst auf. Dies brachte ihren Vater in große Verlegenheit. Die Arbeit blieb zurück. Kunigunde mußte nun selbst Hand anlegen und manchen unangenehmen Dienst im Hause verrichten. Da sie

sich bei ihrem Vater darüber beklagte, gab er ihr zur Antwort: „Nun siehst du, was für einen Nutzen wir von den Dienstboten haben, wie notwendig sie uns sind, wie gut es Gott angeordnet hat, daß wir Dienstboten haben können! Anstatt sie zu verachten und hart zu halten, solltest du vielmehr Mitleid mit ihnen haben und sie in Liebe zur Pflicht und Arbeit anhalten. Sind sie nicht auch Menschen, wie wir? Ist vor Gott ein Dienstbote schlechter als Herr und Frau? Ist es nicht Gottes Wille, mit den Dienstboten liebevoll zu sein und ihre harte Lage nicht noch mehr zu erschweren?" — Aber das eitle, herrschsüchtige Ding nahm keine Vorstellung an.

Nun gings bald anders! Fürchterlich und schaudervoll brach ein Krieg mit allen seinen Plagen aus. Das Haus ihres Vaters, welches an der Landstraße lag, wurde bei dem beständigen Hin- und Hermarschieren und bei den Einquartierungen der Soldaten hart mitgenommen. Zweimal lag die feindliche Armee auf den angebauten Feldern um das Haus herum. Eine Scheune ging im Rauche auf. Bei einem Rückzuge wurde das Haus rein ausgeplündert und ihr Vater so sehr mißhandelt, daß er nach drei Wochen in einem fremden Hause starb.

Was sollte jetzt Kunigunde anfangen? wie die Hauswirtschaft führen? wo Geld und Dienstboten hernehmen? Ihre nächsten Verwandten hatten durch den Krieg selbst fast alles verloren. Sie sah sich in der äußersten Not gezwungen, wenigstens auf einige Zeit in einen Dienst zu treten, um nur indessen ihren Hunger zu stillen. Sie bekam zu ihrem

Glücke eine ganz andere Frau, als sie einst gespielt hatte. Aber sie denkt auch jetzt ganz anders, sie bereut es tausendmal, daß sie mit den Dienstboten so hart und lieblos verfahren ist. O, sie ist jetzt so geduldig, so demütig! — —

Gott richtet alle Menschen gleich;
Sie mögen arm, sie mögen reich,
Herr oder Dienstbot sein.
Gott sieht auf Tugend nur allein.
Verschieden sind die Stände hier auf Erden,
In jedem sollen wir Gott ähnlich werden.

21. Das ehrliche Kind.

Bei einem abgelegenen Bauernhause ritt ein fremder Mann vorbei und fragte da, ob dieses der rechte Weg in das nächste Dorf wäre. „Ja," antwortete der Bauer, „aber der Herr könnte sich doch noch leicht in dem nahen Walde verirren, weil es schon finster wird." „Geh," rief er zu einem Kinde, „zeig' dem Herrn den Weg!" Kaspar lief sogleich



voraus und trug sich an, bis in das Dorf mitzugehen. Sie kamen nach einer halben Stunde im Dorfe an. Der Fremdling griff in seinen Sack und gab dem dienstfertigen Knaben ein Stück Geldes. Dieser weigerte sich lange, etwas anzunehmen, endlich nahm er es doch und dankte.

Da er nach Hause kam, gab er das Geld dem Vater. Dieser sah mit Verwunderung, daß es ein Goldstück war, zehn Mark im Werte. „Der Herr,“ sagte der Vater, „muß sich geirrt haben; vermutlich wollte er dir ein 50-Pfennigstück geben. Das Goldstück wollte er dir gewiß nicht geben; es ist daher für uns ein fremdes Gut, welches wir vor Gott nicht behalten dürfen. Was ist zu thun? Der Fremde kommt gewiß nicht mehr zurück. Vielleicht reiset er morgen weiter, und, weiß Gott, wohin! Ja, es wäre mir schon nicht lieb, wenn er deswegen eine einzige Nacht Verdruß haben oder uns für falsche Leute halten sollte.“ „Ich will,“ rief Kaspar, „sogleich hinlaufen und ihm das Goldstück zurückstellen.“ Er that's.

Dem Fremden, der sich wirklich bei der Nacht vergriffen hatte, gefiel diese Ehrlichkeit so wohl, daß er dem Kinde das Goldstück mit Freuden schenkte und da es dieses nicht annehmen wollte und fürchtete, der Vater möchte es nicht glauben, oder wenigstens übel aufnehmen, gab er ihm einen Zettel mit, auf welchem mit Bleistift folgende Worte geschrieben waren:

„Dies sei nur ein geringer Beweis meiner Erkenntlichkeit. Für eure Ehrlichkeit kann ich euch

nicht belohnen, dafür segne euch Gott an eueren Kindern!" Lindenburg.

Kaspar brachte also das Goldstück wieder nach Hause. Der Vater gab es, als er am nächsten Sonntage ins Dorf kam, einem Söldner, der fünf kleine Kinder hatte und zweimal von den Soldaten geplündert wurde.

Alles Unrecht sollst du hassen,
Jedem geben, jedem lassen,
Was nicht dein, was andern ist.
Ehrlich lebe stets als Christ!

22. Gerechte Strafe.

Gertraud sah bei ihrem kleinen Karl ein fremdes Messer. Sogleich fragte sie: „Wo hast du dieses Messer her?" Ganz erschrocken antwortete der Knabe mit abgebrochenen Worten: „Ich habe es gefunden!" „Gefunden?" fragte die Mutter. Sie nahm das Messer zu sich, ohne weiter in ihn zu dringen. Karl fing laut zu weinen an.

Auf den Abend, als der Vater nach Hause kam, klagte es ihm die Mutter, sie fürchte, Karl habe ein Messer gestohlen, er sollte ihn zur Rede stellen und wenn er schuldig wäre, recht empfindlich strafen.

Der Vater nahm das Kind allein in die Kammer, wo eine Rute auf dem Tische lag. Er sagte zu ihm: „Du weißt es, daß Lügen Sünde ist und wer gern lügt, der stiehlt auch gern. Jetzt sage mir, wo hast

du das Messer her?" Karl erschrak, fiel auf die Knie und gestand es gleich, daß er das Messer einem anderen Kinde von der Seite weggenommen habe. Er bat unter vielen Thränen um Vergebung und versprach es gewiß nicht mehr zu thun.

„Also bist du ein Dieb und ein Lügner," versetzte der Vater. „Du hast zu der Mutter gesagt, daß du das Messer, welches du gestohlen hast, gefunden habest. Was hast du nun wegen dieser zwei Fehler für eine Strafe verdient?" Da kam die Mutter herein.



Karl floh gleich zu ihr und bat sie mit Winseln und Schreien um Hilfe. Die Mutter antwortete, sie möge für einen Dieb kein Fürwort einlegen und wenn er gleich Besserung verspreche, so müsse er doch ein Merkmal haben, wodurch er künftig vom Lügen und Stehlen sollte abgeschreckt werden, er müsse also zuvor die Strafe ausstehen und dann das Messer hinlegen, wo er es genommen hatte.

Jetzt fing der kleine Sünder noch mehr zu bitten und zu weinen an. Er sagte, er wolle die Strafe gern ausstehen, er habe sie wohl verschuldet; nur bitte er die Eltern, daß er das Messer nicht öffentlich zurückstellen dürfte, damit er nicht auch bei anderen als ein Dieb zu Schanden werden müßte.

Es gefiel den Eltern, daß Karl seine Strafe willig annahm, und noch mehr, daß er sich noch schämte, vor anderen als ein böses Kind verschrieen zu werden. Der Vater machte also Anstalt, daß das Messer von Karl unvermerkterweise zurückgegeben wurde. Karl erkannte die Sündhaftigkeit und Schändlichkeit des Stehlens und Lügens, bereute seine Fehler und besserte sich.

Du hast gefehlt und schämst jetzt dich.
Gut! Wer's erkennt, daß er gefehlt,
Sich schämt und noch auf Ehre hält,
Der bessert sich.

---

23. Spotte über fremde Gebrechen nicht.

Barbara war ein frommes fleißiges Kind. Aber sie hatte von der Wiege an schielende Augen. Sie mußte deswegen oft von anderen Kindern spöttelnde Reden anhören, besonders von einem Mägdlein, das Anna hieß und sich auf ihre schöne Gestalt nicht wenig einbildete. Einmal sagte sie zu Barbara höhnisch: „Bist du mir feind, daß du mich nicht gerade ansehen kannst?“ Barbara schwieg und dachte: Weil ich diesen leiblichen Fehler nicht

verbessern kann, so will ich mich desto sorgfältiger vor anderen Fehlern hüten.

Bald darauf bekam Anna die Blattern. O weh! wie diese ihr Gesicht verunstaltet hatten! Ja, bald hätte sie das rechte Aug' verloren und beide Augen blieben triefend. Als sie wieder das erstemal in die Schule kam, getraute sie sich kaum die Augen zu erheben oder sie hielt ihre Hände vor das Gesicht. Einmal fragte sie ein mutwilliges Kind spöttelnd, was ihr fehlt, daß sie immer weine? Anna fing wirklich zu weinen an und bereute es ernstlich, daß sie zuvor der guten Barbara aus Lieblosigkeit gespottet hatte.

Spott' andrer nicht, und denk' daran,
Daß dich es auch einst treffen kann!

24. Ehre das Alter.

Ruprecht hatte zwei Söhne. Oft mußte er von anderen die Klage hören, daß seine Kinder über alte Leute spotteten und sie verlachten. Er gab ihnen deswegen öfters einen scharfen Verweis, und machte ihnen die nachdrücklichsten Vorstellungen, wie sehr es Gott und allen Menschen mißfalle, wenn man alle Personen verlacht und verspottet, da das Alter eine Gabe Gottes ist und auch sie selbst alt zu werden wünschen. „Man sollte vielmehr," sagte er, „gegen sie alle Achtung zeigen; denn Greise sind unsere eigentlichen Lehrer sie sind die besten und sichersten Ratgeber, die aus Erfahrung wissen, was man thun

und was man meiden soll." Aber bei diesen leichtsinnigen und bösartigen Kindern war alles Warnen und Ermahnen vergebens und mit Schlägen, wie der kluge Vater schon voraussah, wären sie auch nicht gebessert worden.

Einst, als sein Namenstag einfiel, und ihm die Kinder Glück und ein langes Leben wünschten, sagte er mit weinenden Augen zu ihnen: „Ach! wünschet mir vielmehr, daß ich bald sterben möge! Denn wenn ich alt werde, so werden mich mutwillige Kinder (hier sah er sie bedeutend an) nur verlachen und verspotten — vielleicht sogar meine eigenen Kinder!"

Die Kinder schlugen beschämt ihre Augen nieder. Sie erkannten endlich ihren großen Fehler und erwiesen von dieser Zeit an alten Personen Achtung.

Ehre Greise, liebes Kind!
Weil sie deine Lehrer sind.
Greise geben guten Rat;
Folge ihnen in der That!

25. Das dankbare Kind.

Konrad und Christine verloren frühzeitig beide Eltern. Eine Anverwandte, die eine Witwe war, und selbst nicht viel zum Besten hatte, nahm beide Waisen zu sich und erzog sie mit aller Liebe und Sorgfalt. Konrad machte ihr vieles zu schaffen.

Als beide schon fast erwachsen waren, brachte sie ihre Pflegemutter in ein christliches Haus in den Dienst. Da konnten sie sich vieles ersparen, besonders Konrad, der älter und stark an Kräften war.

Es vergingen zwei Jahre; da fiel die gute Witwe über eine Stiege herab und zerbrach sich den Arm und das Bein.

Sobald dieses Christine erfuhr, hielt sie bei ihrem Herrn an, daß er sie auf eine kurze Zeit ihres Dienstes entlassen möchte, damit sie ihre Wohlthäterin pflegen und ihr die früheren Wohlthaten doch in etwas vergelten könnte. Der Herr willigte nicht nur gern ein, sondern er versprach auch, daß er ihr indessen an dem Lohne nichts entgelten lassen wolle.

Christine blieb sieben Wochen lang bei der kranken Base. Sie pflegte diese mit christlicher Liebe und mit aller Sorgfalt, wie ihre eigene Mutter und bezahlte sogar von ihrem, durch harte Arbeit verdienten Gelde alles, was die Kranke nötig hatte.

Konrad war seiner verunglückten Pflegemutter wegen wenig bekümmert. Er besuchte sie kein einziges mal, noch weniger, daß er ihr sonst etwas zu guten gethan hätte. Ja, er sagte sogar einst, da ihm dieses seine Schwester vorhielt: „Ich habe sie lange genug brummen gehört!“ Dies mißfiel seinem Herrn so sehr, daß er einen so undankbaren Menschen nicht länger mehr in seinem Hause dulden wollte.

Konrad zog dienstlos herum. Er wurde mürrisch und mit sich selbst unzufrieden. Aus Mißmut ergab er sich einem liederlichen Leben. Endlich geriet er in die äußerste Not und starb noch vor seinem dreißigsten Jahre.

Kinder! wer gefällt euch besser, Konrad oder Christine?

Dankbarkeit gefällt,
Undank haßt die ganze Welt.

26. Uneigennützige Dienstfertigkeit.

Drei Herren aus einer großen Stadt machten eine Reise zu Fuß, ein Geistlicher, ein Kaufmann und ein junger Graf. Sie kamen am vierten Juli in ein Dorf, welches in einem abgelegenen Thale lag und den Tag des heiligen Ulrich feierte. Die Einwohner des Dorfes schienen recht gute, unverdorbene Leute zu sein, und sie waren es auch.

Der Weg bis an das nächste Dorf führte sie durch einen Wald. In dem Gehölze waren einige Kinder, die sich, als sie die Fremden erblickten, etwas schüchtern in den Wald zurückzogen, weil ihnen diese Erscheinung sehr ungewöhnlich und besonders der Hut und das Seitengewehr des jungen Grafen auffallend war. Der Kaufmann rief ihnen zu, ließ sie näher kommen und fragte freundlich, was sie da machten.

Die Kinder, die nun wieder Mut faßten und herbei rückten, antworteten: „Wir suchen Erdbeeren!"

Kaufmann: „Wollt ihr uns nicht auch einige geben? Wir haben Durst."

Marie, ein Mägdlein von elf Jahren: „Wir haben noch nicht viele, aber was wir haben, das könnt ihr schon nehmen: hebet nur den Hut auf!"

Der Kaufmann breitete sein Sacktuch auf den Boden hin. Die Kinder drängten sich alle herbei und schütteten mit sichtbarer Freude aus ihren Geschirren, was sie hatten.

Kaufmann: „Was kosten sie?“

Marie: „Ei, nichts! Wenn wir nur mehrere hätten!“

Der Kaufmann reichte ihnen ein Stück Geld hin: „Da teilt es miteinander!“

Die Kinder: „Nein, nein! wir nehmen nichts an! wir schenken sie euch.

Endlich auf vieles Zureden der Fremden nahm ein Kind das Geld an, obwohl die übrigen es beständig ablehnten.

Die Reisenden setzten ihren Weg fort. Die Kinder fingen nun an untereinander zu zanken. Alle verwiesen es dem einen Kinde, daß es etwas angenommen habe: Dies sei nicht schön, sie wollen von diesem Gelde nichts haben. Sie haben die Erdbeeren nicht hergegeben, um etwas dafür zu bekommen, sondern um den Fremden einen Liebesdienst zu erweisen, der Gott gefällt. Endlich nahm Marie dem Kinde das Geldstück mit Gewalt aus der Hand, lief damit den Reisenden nach und schlich sich so unvermerkt, als es nur möglich war, an den Kaufmann hin. Dieser sah sich um, weil er merkte, daß ihn jemand bei dem Rocke gezupft hatte. Wie der Blitz war Marie wieder weg und lief, ohne sich mehr umzusehen, in den Wald zurück. Der Kaufmann wußte nicht, was dieses zu bedeuten hätte, bis er sein Tuch in den

Sack steckte. Da fand er in der Rocktasche wieder sein Geld. Die Reisenden sahen einander mit Verwunderung an. Endlich sagte der Kaufmann, der selbst mehrere Kinder hatte: „Ich möchte nur die Eltern dieses Kindes kennen" — „Und ich," sagte der Geistliche, „den Pfarrer des Dorfes!"

„Ich kenne beide," sagte der Graf. Die Eltern dieses Kindes sind sehr gottesfürchtig und gegen alle Menschen freundlich und dienstfertig. Obwohl sie selbst sechs kleine Kinder haben, so nahmen sie doch eine arme, krüppelhafte Waise in ihr Haus auf und lehrten sie das Stricken, damit sie sich etwas verdienen konnte."

„Der Herr Pfarrer hat seine Freude mit den Kindern. Er geht oft in die Schule und hält selbst Feiertagsschule, die auch größere Kinder, ja sogar Erwachsene mit vielem Nutzen besuchen."

Was Gott beschert, ist nicht allein für mich,
Mein Nächster ist so gut sein Kind, als ich.

---

27. Der bestrafte Mutwille.

Moritz hatte seine Freude daran, Bäume oder Früchte zu verderben. Von den größeren Bäumen schlug er die noch unzeitige Frucht herab, in die jungen schnitt er mit seinem Taschenmesser oder er brach davon die Zweige ab, daß sie verdorrten. Ging er im Sommer bei einem Getreidefelde vorüber, so riß er die Ähren aus. In den Gärten war vor

ihm nichts sicher. Er wußte es wohl, daß dieses nicht recht sei, weil er anderen dadurch Schaden zufüge und die Nächstenliebe verletze; auch hörte er oft von anderen, daß Kinder, die aus Mutwillen Bäume oder Früchte beschädigen, empfindlich gestraft werden sollten. Aber Moritz achtete dies wenig, er war nur besorgt, daß ihn niemand auf der That erwische.

Einst, an einem Feiertage, wollte er eben einen von den jungen Bäumen, die der Herr Pfarrer zwischen seiner Wohnung und dem Garten gepflanzt hatte, abreißen. Er gab sich alle Mühe, ihn ganz zu verderben. Da kam eben ein Knecht vom Pfarrhofe dazu. Moritz lief, sobald er ihn erblickte, so rasch als er konnte davon — und dem Schullehrer, der in den Pfarrhof ging, gerad' in die Hände. „Wohin, wohin?" fragte der Schullehrer. Moritz antwortete ganz erschrocken: „Ich gehe nach Hause!" „Aber so zu laufen," versetzte der Schullehrer, „dies ist unartig!"

Moritz ging nach Hause und der Schullehrer in den Pfarrhof. Da traf er eben den Knecht bei dem Herrn Pfarrer an und hörte es, wie sie mit großem Unwillen von dem mutwilligen Buben sprachen, der das Bäumlein verdorben hatte. Der Knecht sagte, er kenne den Buben nicht, er sei sogleich als er dazu kam davon — „und mir," sagte der Schullehrer, „in die Hände gelaufen. Ich kenne ihn schon, des Metzgers Moritz ist es, er soll es teuer büßen!"

Moritz wurde am nächsten Samstage in der Schule öffentlich über seinen Mutwillen belehrt,

beschämt und bestraft. Auch zu Hause, als es sein Vater hörte, mußte er es noch einmal büßen und dem Herrn Pfarrer Abbitte leisten.

Ach manches schöne Bäumchen stirbt,
Weil es ein böser Bub' verdirbt.

28. Lerne, so viel du lernen kannst.

Isidor hinterließ zwei Söhne. Der ältere, der auch Isidor hieß, bekam das Gut seines Vaters. Leonhard, der jüngere, kaufte ein anderes, noch größeres Bauerngut. Doch mußte er Schulden machen, daß er es übernehmen konnte.

Beide waren arbeitsam und häuslich, doch kam Leonhard nur noch tiefer in die Schulden hinein. Es wollte bei ihm nichts recht vor sich gehen. Er hatte tausend Ausgaben, von welchen sein Bruder nichts wußte.

Isidor verbesserte sein Gut täglich und brachte nach und nach ein großes Vermögen zusammen.

Woher kam es denn, daß ihm alles besser gelang und seinem Bruder Leonhard nichts von statten ging? — Es kam von ihrer ersten Jugend her.

Isidor war von Kindheit an sehr wißbegierig. Schon als Knabe gab er auf alles acht und versäumte keine Gelegenheit, wo er etwas neues lernen konnte. Er fragte öfters verständige Leute, was dieses oder jenes sei; was es für einen Nutzen habe; wie es anzugreifen oder zu verfertigen sei. Wenn er mit dem Vater auf dem Felde oder bei einer anderen

Arbeit war, so gab er sorgfältig auf alle seine Handgriffe acht. Wenn er etwas in eine Werkstätte, zum Wagner, zum Sattler oder zu einem anderen Handwerker tragen mußte, so suchte er ihnen immer etwas abzulernen. Er blieb überall stehen, wo er etwas Nützliches sehen und beobachten konnte. Er griff selbst frühzeitig alles an; bald versuchte er dieses, bald jenes. Und es gelang ihm auch meistenteils; ja, er gab schon nicht nach, bis er etwas zu stande brachte; kurz, er gebrauchte seinen Verstand von Jugend auf zum Lernen, wozu ihm Gott denselben gegeben hat. Nun konnte er das meiste, was er in seinem Hause und zu seiner Arbeit gebrauchte, selbst verfertigen; er durfte kein Geld ausgeben. Auch ging ihm alles flink aus der Hand.

Leonhard war in seiner Jugend sehr unachtsam und um die Zukunft wenig bekümmert. Er glaubte immer, wenn er nur lesen, schreiben und ein wenig rechnen könnte, das sei für seinen Stand und Beruf schon genug; das Übrige würde sich schon von selbst geben. Jetzt erkannte und bereute er seinen Fehler, daß er sein von Gott anvertrautes Talent in der Jugend gleichsam vergraben habe, aber zu spät!

Wer etwas weiß und kann,
Trägt niemals schwer daran.

29. Warum geht man denn in die Schule?

Sebastian, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, ging vier Jahre lang in die Schule. Dann mußte er nach dem Willen seines Vormundes das Schlosser-Handwerk lernen. Sein Meister hielt ihn zwar streng zur Arbeit an, aber sonst war er seinetwegen sehr wenig bekümmert. Er schickte ihn nicht einmal in die Feiertags-Schule. Sebastian brachte also Sonn- und Feiertage mit Müssiggehen, mit Herumlaufen oder mit noch schlimmeren Dingen zu, und vernachlässigte selbst oft den Gottesdienst.

Nach zwei Jahren kam er zu einem anderen Meister. Dieser befahl ihm gleich die ersten Tage, daß er zusammenrechnen und ordentlich aufschreiben sollte, was ein gewisser Bauer schuldig war. Aber wie erstaunte der Meister, da er erfahren mußte, daß Sebastian nicht einmal mehr schreiben, ja kaum recht lesen, viel weniger rechnen konnte!

Woher kam aber dieses? Es kam daher: Sebastian sah schon in der Schule die Worte nicht recht an; er las oft falsch. Er verstand also auch nicht, was er las und so hatte er am Lesen keine Freude. Er nahm seit zwei Jahren kein Buch mehr, viel weniger eine Feder in die Hand. So mußte er freilich wieder alles vergessen. Das Schlimmste war, daß der leichtsinnige Mensch in der Schule auf den Religionsunterricht nicht acht gab, wenn gesagt wurde, wie man sich gut und christlich aufführen, was man thun und was man meiden soll und jetzt gar nicht mehr daran dachte. Gott erkennen und

würdig verehren, nebst Lesen, Schreiben und Rechnen sollte man ja doch in der Schule lernen und in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen.

Was ist dein Hauptgeschäft auf Erden?
Verständiger und besser werden.

30. Nützliche Übung in der Rechenkunst.

Ein Vater sagte am letzten Tage des Jahres zu seinem ältesten Kinde:

Jede Nacht schläfst du 8 Stunden lang; zum Essen brauchtest du täglich eine Stunde! mit Nichtsthun und mit vergeblichen Arbeiten verlorst du monatlich 32 Stunden; auf Ergötzlichkeiten verwandtest du jede Woche 9 Stunden.

Nun denke nach und rechne es zusammen, wie viele Tage und Stunden du während des Jahres mit Beten, Lernen und nützlichen Geschäften zugebracht hast. Die Zeit ist Gottes Gabe. Wohl dir, wenn du sie recht zu benützen weißt!

Benütze deine Zeit!
Ist sie einmal entlaufen,
So kommt sie nicht zurück;
Du kannst sie nicht erkaufen.

Gesundheits- und Anstandsregeln.

31. Gieb auf deine Gesundheit acht!

Kinder denken wohl selten daran, was für ein schätzbares Gut die Gesundheit ist. Wie viele verderben sich nicht selbst in ihrer ersten Jugend; wie viele machen sich selbst zu krüppelhaften elenden Menschen oder müssen wohl gar frühzeitig sterben, weil sie so unachtsam und leichtsinnig sind! Gott befiehlt uns ja selbst, daß wir Gesundheit und Leben nach Möglichkeit schonen und bewahren sollen. Ein kranker Mensch kann nicht so viel Gutes thun und Nützliches ausrichten, als ein gesunder; und sich selbst aus Leichtsinn oder mit Vorsatz das Leben abkürzen, ist eine große Sünde.

Willst du, mein Kind! dich selbst vor Schmerzen bewahren und thun, was du vor Gott schuldig bist, so beachte folgendes:

1) Wenn dir etwas fehlt, so sage es sogleich dem Vater oder der Mutter. Anfangs ist leicht zu helfen, aber wenn du lange wartest, so nimmt das Übel nur zu und oft ist dann nicht mehr zu helfen.

2) Schlucke die Speisen nicht gar zu gierig hinein; iß nicht zu viel: zu viel ist ungesund. Iß kein unzeitiges Obst: es verursacht schmerzhafte

Krankheiten. Iß nichts von Beeren, Kräutern oder andern Gewächsen, die du nicht kennst; denn viele davon sind giftig.

3) Trinke nie, wenn du stark erhitzt bist, sonst trinkst du dir den Tod hinein. Trinke nie sogleich auf heiße oder gar zu fette Speisen. Alle hitzigen Getränke sind für Kinder schädlich: Branntwein ist für sie sogar ein Gift.

4) Lege die Kleider nicht allemal sogleich weg, wenn du schwitzest; kühle dich allemal nach und nach ab. Im Frühlinge und im Herbste, wo warme Tage und kühle Nächte sind, hüte dich, daß du dich nicht in der Frühe oder auf den Abend erkältest, sonst bekommst du die Ruhr, eine Krankheit, an welcher schon viele hundert Kinder unter gräßlichen Schmerzen haben dahin sterben müssen.

5) Geh' nicht von der Kälte sogleich zum heißen Ofen; bleib' nie zu lange oder zu nahe bei demselben. Die starke Ofenhitze ist ungesund und macht Kopfwehe.

6) Fahre nicht mit dem Messer, mit der Gabel unvorsichtig hin und her; du könntest dich und andere verletzen, oder ihnen wohl gar ein Auge ausstechen. Rühre kein Schießgewehr an.

7) Sei nicht unvorsichtig im Springen; steige nirgends hinauf, wo du leicht herabfallen könntest; wage dich in kein Wasser, geh' zu keinem Pferde zu nahe, nimm dich in acht, daß du nicht unter die Räder eines laufenden Wagens geratest.

8) Gieb acht, daß du dir die Zähne und die Augen nicht verdirbst. Zahn- und Augenschmerzen sind ein schreckliches Übel. Sind sie einmal verdorben, so hilft nichts mehr.

Die Zähne werden verdorben mit süßen Naschereien; wenn man mit den Zähnen frevelt, harte Sachen auf- und abbeißt, mit denselben einen Knopf, eine Masche aufreißt; wenn der Mund nicht rein gehalten, nicht fleißig mit frischem Wasser ausgewaschen wird; wenn man endlich auf gar zu heiße Speisen kalt trinkt. Den Augen schadet es, wenn man frei in die Sonne schaut; wenn man lies't oder nähet, da die Sonne, ein Licht oder der blendende Schnee in die Augen fällt oder wenn es dunkel ist.

Manche Schmerzen könntest du gut und leicht vermeiden;
Willst du aber nicht, so mußt du sie eben leiden.

32. Beobachte die Wohlanständigkeit.

1) Wasche jeden Morgen den Mund, das Gesicht und die Hände mit frischem Wasser. Geh' nie mit zerrauften Haaren, mit kotigen Schuhen, mit schmutzigen oder zerrissenen Kleidern unter die Leute. Schone dein Gewand, so kannst du immer schön und sauber gekleidet sein.

2) Rede langsam und deutlich, daß man dich verstehe; halt nicht die Hand, den Hut, oder etwas anderes vor den Mund, wenn du redest; siehe die Leute an, mit welchen du redest, rede mit dem Munde, nicht mit den Händen.

3) Die Hände sollen frei sein; stecke sie nicht unter die Kleider; dies ist unanständig; — oft gar wider die Ehrbarkeit.

4) Kratze vor den Leuten nicht am Kopfe oder an einem anderen Teile des Leibes; nage nicht an den Fingern; weg mit den Fingern aus dem Munde! — von der Nase! — Pfui!

5) Lache andere nicht aus; gieb ihnen keine Spott- und Schimpfnamen; vermeide das Zanken und Streiten. Sei fried- und dienstfertig, besonders gegen alte Leute ehrerbietig.

6) Scherze mit anderen nicht; fahre ihnen nicht in's Gesicht; erlaube weder dir und noch anderen unanständige Neckereien. Sei vielmehr gegen jedermann etwas ernsthaft und doch dabei freundlich und höflich.

Wer andere und sich selbst nicht ehrt,
Der ist selbst keiner Ehre wert.

33. Schöne Lehren und Denksprüche.

Was reimet sich besser zusammen, als Jugend und Tugend; beide zusammen bilden einen Engel.

Sei klug und gut, und vertraue auf Gott.

Die Gnade Gottes ist stärker, als der kräftigste Wille.

Recht thun gefällt Gott mehr als Opfer.

Ehre dich selbst als Gottes Ebenbild, sonst wird dir nichts ehrwürdig sein.

Wer sich nicht der Sünde schämt, der bessert sich nicht.

Seine Fehler aufrichtig erkennen, ist der erste Schritt zur Besserung.

Ein aufrichtiges: „Ich habe gefehlt!" ist mehr wert, als tausend Entschuldigungen.

Je besser der Mensch ist, desto weniger ist er mit sich selbst zufrieden, weil er immer noch besser zu werden wünscht.

Wer wenig redet, zeigt an, daß er viel denkt.

Ehre an jedem Menschen das Bild Gottes.

Wer mit Neid ansieht, was andere haben, ist nicht wert zu haben und nicht fähig zu genießen, was er hat.

Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben; mit der Lüge oft kaum eine Stunde.

Wandle nicht mit den Bösen, gieb ihnen kein Gehör.

Wer Pech angreift, besudelt sich.

Sei für den Hut nicht mehr besorgt, als für den Kopf und für den Kopf nicht mehr, als für das Herz.

Gott segnet das Kind vom Himmel, welches die Eltern auf Erden segnen.

Wer zu stolz ist, Belehrung anzunehmen, ist nicht wert, eine zu erhalten.

Diene dem Knechte und der Magd, welche dir dienen, wieder.

Kleider, Lachen und Gang melden Menschen an.

Der Arme hat wenig; der Geizige nichts. Je reicher er stirbt, desto ärmer hat er gelebt.

Mildthätigkeit macht doppelt selig; den, der nimmt, und den, der giebt.

Fehlst du hier und da einmal, fehl nur nicht das zweite Mal!

Recht thun und fleißig sein und gut, verschafft dir immer frohen Mut.

Höre die Hauptsumme aller guten Lehren:

Lerne, so viel du kannst,
und
Thue, was du sollst!

Geistliche Lieder.

Gott.

Es lebt ein Gott, der seine Menschen liebt!
Wir sehen es, wohin wir blicken:
Am Nebel, der den Himmel trübt,
Wie an den reinsten Sonnenblicken;
Wir sehen es, wenn Donnerwolken glüh'n,
Und Wald und Berg bewegen;
Wir sehen es, wenn Donnerwolken zieh'n,
Am sanften lieben Regen.
Jetzt siehst du es bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Einst sieht es auch dein nasser Blick
In kleinen kurzen Leiden!

Gottes Weisheit und Güte.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Verteilt er stets mit weiser Hand,
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen:
Doch so, wie er's uns heilsam fand.
Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Vertraue auf Gott!

Ist es dir gleich verborgen,
Was noch geschehen wird;
Laß Gottes Weisheit sorgen,
Die immer wohl regiert.
Nicht, was dir scheint, ist besser;
Du irrest oft gar weit;
Gott weiß, und macht es besser;
Erwarte nur die Zeit!

Morgenlied eines frommen Kindes.

Mich selbst zu schützen viel zu schwach
Lag ich und schlief im Frieden!
Wer war indessen für mich wach?
Wer schenkte Schlaf dem Müden?

Du bist es, Herr und Gott der Welt!
Dein, dein ist unser Leben;
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's jetzt neu gegeben!

Gepriesen sei, Herr, deine Macht,
Gepriesen deine Treue,
Daß ich, nach einer sanften Nacht,
Mich dieses Tags erfreue!

Auf dich, du weiser, guter Gott!
Hofft ferner meine Seele.
O, sei mein Retter in der Not,
Sei Vater, wenn ich fehle!

Gib mir ein Herz voll Frömmigkeit,
Voll wahrer Nächstenliebe!
Hilf, Gott dazu, daß ich mich heut'
Stets in dem Guten übe!

Daß ich, als dein gehorsam Kind,
Nach wahrer Tugend strebe;
Und nicht aus Leichtsinn oder blind
Der Sünde mich ergebe!

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße;
Und einst, wenn es dein Wink gebeut,
Froh meinen Lauf beschließe!

Abendlied.

Gott, der du mir das Leben
Und diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe,
Daß ich dein Lob besinge,
Und was du heut' an mir gethan.

Mit kindlichem Gemüte
Dank ich für deine Güte,
Von Herzen dank ich dir!
Du schützest meine Jugend,
Du gabst mir Kraft zur Tugend;
Gott! deine Hand war stets bei mir.

Wie viele gute Lehren
Konnt' ich heut wieder hören!
Wer gab die Eltern mir?
Wer, die in meinen Pflichten
Mich liebreich unterrichten?
Gott! alles Gute kam von dir.

Hab' ich auch fromm gelebet?
Hab' ich mich heut' bestrebet,
Dein gutes Kind zu sein?
Was sagt mir mein Gewissen?
Hab' ich mich heut' beflissen,
Stets das zu thun, was recht war? — **Nein?**

Verzeih, Gott, deinem Kinde!
Vergib mir meine Sünde,
Vergib mir meine Schuld!
Ich will mich mehr bestreben,
In Zukunft fromm zu leben!
Hab', Vater, noch mit mir Geduld!

Ich eil' der Ruh entgegen.
Gott! gib mir deinen Segen!
Mein letztes Wort bist du!
Mein Leben und mein Ende
Geb' ich in deine Hände.
Ich schließ' getrost die Augen zu.

Der fleißige Knabe.

Ich will den Müßiggang stets fliehen,
Und mich von Jugend auf bemühen,
Daß ich ein braver, wack'rer Mann
Mit Gottes Hilfe werden kann.

Ich kann schon lesen, kann schon schreiben;
Doch muß ich es noch weiter treiben!
Ich fange auch das Rechnen an:
Wie gut ist's, wenn man rechnen kann!

Früh will ich Fleiß und Arbeit lieben,
Schon jetzt Verstand und Hände üben;
Dann ist es leicht, dann geht's mir gut;
Mit Gottes Hilf und frohem Mut.

Was wird aus einem jungen Laffen?
Wie kann er sich einst Brot verschaffen?
Wer nichts versteht, verdient auch nichts;
Wer nichts verdient, der hat auch nichts.

Vor allem muß ich mich bemühen,
Von Jugend auf die Sünd' zu fliehen;
Hilf, lieber Gott, und steh' mir bei,
Daß ich recht fromm und fleißig sei!

Das fleißige Mägdlein.

Ich will Fleiß und Arbeit lieben!
Mich in den Geschäften üben!
Bin ich gleich noch jung und klein;
Fleißig kann ich doch schon sein.

Weder Mühe, noch Beschwerden
Scheu' ich, um geschickt zu werden.
Arbeitsam und fromm zugleich
Ist weit mehr als schön und reich.

Lesen, Schreiben brauch' ich immer,
D'rum vergess' ich dieses nimmer,
Nur stets Gutes will ich üben,
Und Gott mehr als alles lieben!

Spinnen, Waschen, Stricken, Nähen,
Mit dem Kochen umzugehen,
Und dergleichen lerne ich;
Dies bringt einst mein Stand mit sich.

Alles Gute kommt von oben;
Danken und für alles loben
Will ich dich, mein Gott und Herr:
Brauch' ich's gut, sei's dir zur Ehr'!

Der fromme Knecht.

Hinaus, hinaus, ins freie Feld;
Ich bin gesund und stark an Kräften,
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu meinen Standsgeschäften.

Mein Hausherr sieht zwar jetzt mich nicht;
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen,
Wie treu ein jeder seine Pflicht
Erfüllt in seinen Lebenstagen.

Ich will das Vieh nicht ohne Not,
Ich will es nie mit Fluchen schlagen:
Er sieht es ja, es hört mich Gott;
Er hört die armen Tiere klagen.

Zum Schaden dingt man keinen Knecht,
Er soll für Lohn auch Nutzen bringen!
Wie kann ich das? wie mach' ich's recht?
O möcht' es mir doch wohl gelingen!

Mit Gott fang' ich die Arbeit an,
Daß ich sie auch mit Gott vollende.
Wer seine Pflicht hat treu gethan,
Der freut sich an des Lebens Ende.

Die fromme Dienstmagd.

Zu Hause, auf dem Feld, im Stall,
Da soll ich fromm sein überall,
So will es Gott, der alles sieht
Und weiß, was Tag und Nacht geschieht.

Kein Schaden soll durch mich gescheh'n,
Man soll mich niemals müßig seh'n;
Mehrt sich durch mich der Herrschaft Gut;
So lohnt mir's Gott, wenn sie's nicht thut.

Das Vieh schreit mich um Futter an;
Ich will es pflegen, wie ich kann;
Sollt' ich für Lohn und Nahrung nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Da, liebe Tiere, freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat kein Vieh, kein Brot,
Und leidet auch noch and're Not!

Mir geht nicht's ab, ich bin gesund;
Ich preise Gott mit Herz und Mund.
Thu' ich nur meine Pflicht getreu,
So leb' und sterb' ich sorgenfrei!

Der Frühling.

Das Land, das erst verborgen lag,
Erwacht und lebt nun wieder!
Es strömet jeden neuen Tag
Neu Gottes Segen nieder.
Der Wurm, der in dem Staube lebt,
Der Vogel, der in Lüften schwebt,
Erfreu't sich seines Lebens.

Der Erde Antlitz ist verjüngt;
Erheitert glänzt der Himmel;
Gebirg und Thal und Wald erklingt
Von freudigem Getümmel,
Und voll Erbarmen schaut herab,
Der allen Sein und Leben gab,
Auf seiner Schöpfung Werke.

Lobsinget ihm! Gott ist uns nah';
Dankt ihm für allen Segen;
Der Herr ist allenthalben da,
Im Sonnenschein und Regen.
Ich preise dich, und singe dir;
Denn du bist, wo ich bin, bei mir
Mit Allmacht und mit Liebe.

Der Sommer.

Ihr Kinder Gottes, suchet Freud'
In dieser Pracht der Sommerzeit
An seinen reichen Gaben!
Schaut an der bunten Felder Zier,
Viel Speis' und Freude werden wir
Von ihren Früchten haben.
Den man noch jüngst erstorben sah,
Der Baum — voll Hoffnung steht er da,
Uns künftig Frucht zu geben.
Wie hold geschmückt ist die Natur!
Der Mensch, das Vieh, der Wald, die Flur
Und alles fühlt sein Leben.
Die Saat — wie wächst sie mit Gewalt!
Das frohe Landvolk, jung und alt,
Sieht, Herr, auf deinen Segen!
Die Menschen pflanzen; wer begoß?
Aus deiner Güte, Vater! floß
Uns Sonnenschein und Regen.
Allmächtiger und Weisester,
Wie gütig zeigst du dich, o Herr,
Uns schon in diesem Leben!
Was wirst du einst für Seligkeit
Dem, der sich deiner Liebe freut,
In deinem Himmel geben!

Der Herbst.

Du Gott und Vater aller Welt!
Du herrschest, wie es dir gefällt;
Doch teilest du die Jahreszeit,
Mit weiser Unparteilichkeit.
Der nahen Sonne Glanz und Kraft
Hat uns nur Freud' und Brot verschafft;
Nun kehrt sie ander'n Brüdern zu;
So weis' und gütig herrschest du!
Zwar flieht uns jetzt die Sommerlust;
Dafür erfreust du uns're Brust
Mit dieses Jahres Speis' und Trank:
O dafür sagen wir dir Dank!
Du, der du aller Vater bist,
Giebst jedem, was ihm nützlich ist.
Wie du uns täglich nährst und speist,
Erquick' auf ewig unser'n Geist!

Der Winter.

Wohl mir bei rauher Winterszeit!
Ich darf vor Frost nicht beben;
Mich schützt mein Haus, mich wärmt mein Kleid,
Und Brot erhält mein Leben.
Auf Federbetten schließt die Ruh'
Mein Aug' in süßen Träumen zu.
Doch weh' dem Armen, dem jetzt Brot
Und Kleidung ist versaget;

Der jetzt bei seiner Kinder Not
Zu betteln sich nicht waget;
Den Krankheit hin auf's Bette streckt,
Und keine sanfte Feder deckt!
O zaudre, zaudre nicht, mein Herz,
Ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seinen Jammer, seinen Schmerz,
Dein Brot mit ihm zu teilen.
Wer seiner Brüder Not vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist!
Sieh nicht auf das, was dir noch fehlt,
Und mancher mehr besitzet;
Nein, auf die Not, die and're quält;
Auf Gott, der dich beschützet.
Ach, Vater, lind're jeden Schmerz,
Und gieb mir ein zufried'nes Herz!

Inhalt.

I. Bändchen.

II. Bändchen.

Geistliche Lieder.

Druck von F. W. Gadow & Sohn in Hildburghausen.

Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder

Bd.: 1.

1889